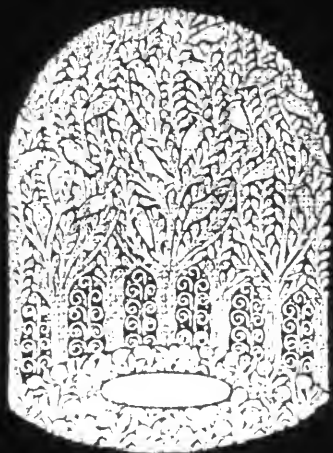


Bruno Wille
Der heilige Sain



UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

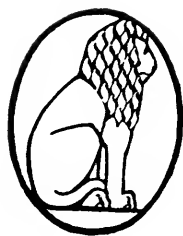
Class	Book	Volume
834 W6G	K1908	

Mr10-20M

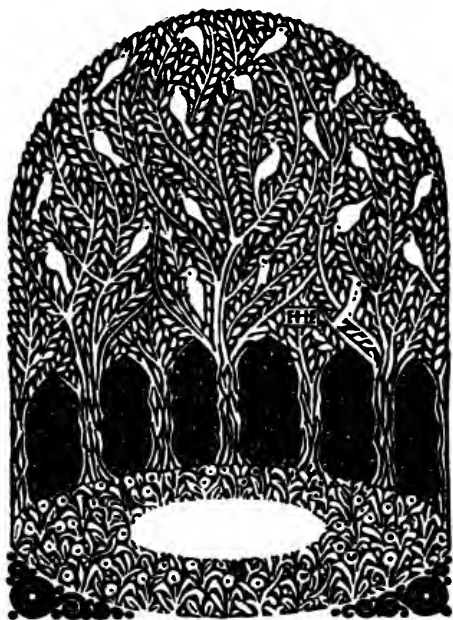


4.57





Bruno Wille
Der heilige Sain



Ausgewählte Gedichte
Verlegt bei Eugen Diederichs/Jena
Neunzehnhundertacht

834W66

K 1908



167466



Das bist du

Wenn mit Dunkel und mit Schweigen
Mutter Nacht dein Bett umhüllt,
Lausche, wie mein Zaubergeigen
Heimlich dir die Kammer füllt.
Lausche, wie dich Wunderglocken
Fromm zur heiligen Tiefe locken.
In der Tiefe wohnt die Ruh,
Und die Tiefe / das bist du.

Frieden ihm, so dir zur Seiten
Atemend ruht; er ist dein Schild.
Frieden allen Erdenbreiten,
Jedem Gottesebenbild!
Gib den Sütten dein Erbarmen
Und dem Glück ein froh Umarmen.
Ohne Güte keine Ruh.
Jedes Antlitz / das bist du.

Engel, heitre Lichtgestalten,
Steigen aus dem dunkeln Land
Und in deine Hände falten
Kosend sie die Kinderhand.
Sieh doch, deine toten Lieben
Sind dir alle treu geblieben;
Mutterherz heißt ihre Ruh.
Deine Kinder / das bist du.

Spürst du auch, wie auf dein Grüßen
Sarrt ein treuer Paladin?
Aus der Ferne dir zu Füßen
Kann ihn deine Sehnsucht ziehn.
Gib dein Auge seinem Auge;
Eins im andern sauge, sauge
Heimatswonne, Heimatsruh.
Du bist ich, und ich bin du.

Horch, mein Lieb, die Faubergeigen
Singen Hochzeitmelodein,
Und der bunte Sternenreigen
Stimmt und funkelt üppig drein.
Welten schwärmen dort bei Welten,
Wiegen sich in blauen Zelten,
Summen uns in selge Ruh . . .
Ich bin Stern, und Stern bist du.

Die beiden Waldfeuer

Waldfeuer drüben an der Bergeshalde,
Dein Wölkchen Rauch
Schwebt einsam nicht; aus meinem Tannenwalde
Steigt gleicher Rauch.

Ob dort und hier zwei treue Herzen flammen,
Getrennt durch Kluft und Strom /
Den Rauch, die beiden Säulen, schmilzt zusammen
Ein Simmelstom.

Die Ferne hat ein Minnen uns beschieden,
Das nicht genießt,
Nur segnend grüßt / und sanft zu Gottes Frieden
Hinüberfließt.

Und ob ich ewig dunkel bliebe

Wie traurig diese Wälder düstern!
Kein Sonnengold tief innen lacht;
Das tun die felsengrauen Küstern,
Von Laubgeflechten überdacht.

Auch ich so trüb. Der Liebe Gnade
Darf strahlen nicht zu meinem Grund.
Die Sorg undüstert meine Pfade,
Ich bin ein öder Dickichtschlund.

Doch duld ich lächelnd, heilige Sonne,
Daß sich dein Brautkuß mir verschließt /
Wenn draußen nur die goldne Wonne
Um tausend Sonnenkindelein fließt.

Laß lieben dich mit jener Liebe,
Die nicht Genuß, nur Andacht will.
Und ob ich ewig dunkel bliebe /
Von deinem Leuchten träum ich still.

Tristans Heimkehr

O Schwester fern im Sternenland!
Ich grüße dich mit heißem Weinen;
All meine Tiefen sind entbrannt,
Mich deinem Lichte fromm zu einen.

Du mahnest an den Vatergrund,
Der uns einander eingeboren.
Ein Sündenwahn zerriß den Bund /
Mein Garten Eden ging verloren.

Geschieden aus der Ewigkeit,
Trieb ich der Fremde nach vermessen.
Fort spülte mich die Woge Zeit /
Und meine Schwester war vergessen.

Doch eines Nachts am Felsenstrand,
Als dumpf das Lied der Ode koste,
Da ward ich heimlich süß gebannt,
Weil mich ein Sternenauge koste.

Du warst es, und ich sog den Seim
Der alten Lieb aus diesem Auge.
Nun fühl ich treu, wo ich daheim,
Und daß ich noch zur Heimkehr taue.

Nun trag ich treu der Fremde Not
Und sehne mich zur Strahlenferne /
Bis alle Fremdheit in mir tot...
O selig Grab im Schwestersterne!

Bergsee

Es träumt aus düsterm Felsenschacht
Ein totenstillen See
Zur grenzenlosen Sternenpracht /
O Seligkeit und Weh!

Last taumeln mich, ihr Himmelshöhn,
Versinken ganz in Schau!
Mein Funkefster, so bräutlich schön
Wie eine Perle Tau!

Und bleibst du, Engel, weltenfern,
Streu deinen Silberschein /
Dein Seelengleichnis / heuscher Stern,
In meine Tiefen ein.

In meine Tiefen lockt ein Grund /
O find ihn, Sternenbraut /
Wo Erd und Himmel Mund an Mund
Zur ewigen Ruh sich traut.

Lilien schnein

Die Winterwolken tropften,
Auf Gräbern lag der Schnee.
Zween heiße Herzen klopfen,
Ihr Scheiden tat so weh.

„Und wirst du mir genommen,
Du bitter-süßer Knabe,
Einst sollst du wiederkommen,
Dass ich dich ewig habe.“

Der Knabe hub die Augen,
Vielherbe zuckt sein Mund:
„Du hoffest noch, wir taugen
Zu einem Erdenbund?“

Mag sein, es wird gefreiet,
Herzallerliebste mein,
Wenn's weiße Lilien schneiet,
Und regnet Hochzeitswein.“

Er schied. Und nur im Traume
Kam Trost für ihre Pein:
Sie sah beim Gräberbaume
Wein regnen, Lilien schnein.

Und wie sie dann erwachte,
So war es lauter Nichts.
Da weinte sie und lachte
Ob ihres Wahngesichts:

„Laßt mich zum Gräbergarten,
Zum fühlen Erdverließ,
Das Wunder zu erwarten,
So doch mein Schatz verhieß.

Sprach er denn nicht: gefreiet
Wird, Allerliebste mein,
Wenn's weiße Lilien schneiet,
Und regnet Hochzeitswein?

Ein Dach soll mich bedecken,
Wenn endlich Lilien schnein,
Ein Hügel mich verstecken,
Wenn's regnet Hochzeitswein.“

Bald raunten dumpfe Glocken:
„Willkommen unterm Dach,
Tu Myrten um die Locken
Und ruh im Brautgemach!“

Nach Jahren kommt gegangen
Der Knabe durch das Gras,
Erblichen seine Wangen,
Die Augen kummernast.

Da hat sein Fuß geholpert,
Und übers Totenhaus
Ist er dahingestolpert,
Der Odem ging ihm aus.

Nun horch, es lacht im Grabe:
„Erfüllt soll also sein,
Dein Spruch, getreuer Knabe:
Wein regnet, Lilien schnein!

Der Schnee sind deine Wangen,
Dein Augentau ist Wein.
Nun halten sich umfangen
Auf ewig Mein und Dein.“

Des Knappen Eifersucht

Was sporneſt du den Kappen?
Wohin die blinde Flucht?
Es narret dich tollen Knappen
Ein Traum der Eifersucht. /

„Als Geier möcht ich ſteigen,
Mein Flug ging' hoch hinaus
Und ſollte dann ſich neigen
Zu meiner Gräfin Haus.

Ich ſchläge mit dem Flügel
An ihre Kammertür,
Bis aufgesprengt der Kiegel,
Und bleich ſie träte für.

Bei ihrem ſtolzen Nacken
Wollt ich die Flechten feſt
Mit ſtarkem Schnabel packen:
Nun Komm ins Geiernest!

Ich wollt aus ſcharfen Augen
Ihr ſpähen ſeelenwärts.
Sänd ich den Grund nicht taugen,
Zerhackt ich ihr das Herz.

Und aber aus den Lüſten
Ich freißend niederſtieß'
Und wollte mich zerklüſten
Am Wetterfahnenſpieß.“

Himmlische Minne

Es kämte die Gräfin ihr flutend Haar,
Zur Minne täte sie taugen.
Da wallte vorbei der junge Scholar
Und hub die schmachtenden Augen.

Scholar, halt lieber die Augen in Hut,
Daß sie zu hoch nicht fliegen!
Wer nicht geboren aus Adelsblut,
Darf keine Gräfin kriegen. /

„Und ist mein Schatz auch hoch und fern,
Mein Minnen soll daran hängen,
Wie ich liebe des Himmels höchsten Stern;
Wer mag ihn zur Erde langen?“ /

Scholar, von der Erde gehörst du fort,
Hast schon des Himmels Weihen,
Bist gar so rein wie die Engel dort,
Die lieben, ohne zu freien.

Du Keuscher bist höher geboren denn ich,
Dein Adel reicht über die Fürsten.
O heb mich hinan! Ich fühle mich
Nach himmlischer Minne verdürsten.

Verschlafenes Glück

Und wie ich mich erhob vom Heu,
Und wie mein Blick ging staunend um,
Da schlug aufs Herze mir die Keu:
O weh, du hast verschlafen
Den ganzen Sonntag schier / wie dumm!

Und wie mein Blick ging staunend um,
Stund dort mein Schatz und sah zurück /
An eines Fremden Arm, wie dumm /
Mein Seelenschatz vom Himmel /
Sein dürstend Auge leer von Glück!

Verdürstend sah mein Schatz zurück:
„Was schliefest, NÄrrchen, auch so lang!
Verträumt ist unser Liebesglück,
Im Sinken schon die Sonne . . .
Ade! Mir ist wie dir so bang.“ /

Was schliefest, NÄrrchen, auch so lang!
Und was nun weiter? Bleib im Traum!
Beliebt vielleicht ein Schlendergang,
Recht einsam, ohne Hoffen?
Vielleicht zu Totenackers Saum?

Ja, was nun weiter? Bleib im Traum!
Die Welt geht ihren starren Gang,
Und Zährenfluten lindern kaum,
Wo mädchenschwach ein Schätzchen
Mit seinem harten Schicksal rang.

Die Welt geht ihren starren Gang.
Wohin? Mein armer Kopf ist irr.
Mag sein, mir wäre minder bang,
So ich noch könnte beten.
Ich hab's verlernt, vom Heuduft wirr.

Wohin? Mein armer Kopf ist irr.
Denk' wohl, ich bette mich aufs neu
Zum süßen Duft ins Halmgewirr,
Und von verblichnen Blumen
Träum ich zu Tode mich im Heu.

Ich und Du

Wir hielten uns umschlungen;
Nachtodem hauchte mild,
Der Junimond durchblaute
Gebüsch und Grasgefilde.

Ich staunte in die Landschaft;
Die lag so fremd. Doch klang
Geheim aus Sternenmeeren
Ein heimatlicher Sang.

Ich staunte in dein liebes,
Mondbleiches Angesicht /
Auf deiner Augen Grunde
Erglomm ein fremdes Licht.

Und dich auch sah ich staunen;
Die Lippen zuckten stumm.
So weh war unsre Liebe /
Wir ahnten wohl, warum.

So weh / ob Mund an Munde
Auch süßen Taumel trank;
So weh / ob Aug in Auge
Auch liebetief versank.

Wir fühlten, Herz an Herzen,
Wie ewig dich und mich
Ein banger Abgrund scheidet /
Wir sind ja du und ich!

Wir schluchzten auf / vor Heimweh!
Die Heimat liegt so weit,
Dort hinter Sternenmeeren,
Weit, in der Ewigkeit.

Dort in der Heimat findet
Dies bange Schmachten Ruh:
Es fließen ineinander /
O selig / ich und du.

Traum von heimlicher Hochzeit

So heimlich süß war unsre Hochzeitsfeier:

Wir lagen dicht

Beisammen, überwallt von einem Schleier;

Man sah uns nicht.

Wir hörten, wie die Leute nach uns fragten

Im gleichen Raum.

Wir unterm Flore blieben reglos, wagten

Zu atmen kaum.

Nur unsre Hände durften sacht sich drücken,

Wie küßend fand

Sich Hauch zu Hauch, mein Knie war mit Entzücken

An deins gebannt.

Mein glühend Auge, das im Dunkeln schaute,

Versank in deins;

Ich war in dir, du warst in mir, uns traute

Die heilige Eins.

Wohlan, was Edens Blut zusammenglühete,

Trennt keine Welt.

Sinweg denn, Angst, da uns die Hand der Güte

Geborgen hält.

Wir ruhn verhüllt; zum Baldachin, zum Himmel
Ward unser Flor.
Uns singt von Flügelföpfchen ein Gewimmel
Den Minnechor.

Der frühe Tag

Tag mit deinen kalten Blicken,
Wie so frühe bist du da!
Meinen Traum hast du vertrieben,
Ach den lieben
Traum, darin ich Liebchen sah.

Grämlich bleich wie eine Greisin
Blickt in mein Gemach die Welt.
Weib, du wirfst mit öden Händen
Nimmer spenden,
Was der Traum mir lieb gefellt.

Schließe, Tag, dein kaltes Auge,
Schleich ein Weilchen noch zurück!
Träume, laßt mein Lieb, mein Leben
Mich umschweben!
Sah ich doch fein ander Glück.

Ruheschrein

Ein Bettlein ward mir zugedacht,
Wie's keine Mutter sanfter macht.

Ich bette mich in seine Ruh,
Wann ich den letzten Seufzer tu.

Und träume lächelnd: O was hab
Ich für ein wundersüßes Grab!

Von deiner Liebe eingewiegt
Und wie in Gottes Schoß geschmiegt!

Nun drücke noch / als weißen Stein /
Die Hand auf diesen Ruheschrein /

Die Hand aufs Herz dir selber, du!
Drin ich so treu geborgen ruh.

Ohne Dank

Selige Sonne! Du darfst spenden
Blumenkindern warmes Licht;
Und die Blumen alle wenden
Fromm empor ihr Angesicht.
Aber ich bin matt und krank,
Weil ich liebte ohne Dank;
Meine Seele glutenvoll
Weiß nicht, wem sie glühen soll.

Wie die Schwäne südwärts ziehen,
Wann der Winter stürmt zu Feld,
Will ich Fälteschauernd fliehen
Stumpfer Menschen öde Welt.
Auf den Matten blüht mein Trost,
Wo die Sonne Blumen kost,
Die ihr dankbar Angesicht
Wenden auf zum lieben Licht.

Reue

Durch silberne Salme
Eisiger Scheiben
Dämmert zu mir
Ins Dunkel der Mond. /

Ich bin ein See,
Erstarrt zu Eise,
Darin sich spiegelt
Der traurige Mond;

Dürres Schilf
Zittert und flüstert . . .
Ich höre dich weinen
Und schluchzen / wie einst.

Einst füllt' ich achtlos
Dir Tage mit Leide,
Bis daß du weintest
Aus schluchzender Brust.

Wohl hab ich flehend
Gefüßt die Tränen,
Doch war's geschehen,
Daß du geweint.

Jetzt ist dein Auge
Längst getrocknet . . .
Doch weinst du ewig
In meiner Seele.

Und ich muß weinen
All deine Tränen,
Geliebtes Antlitz /
Und noch viel mehr.

Alles um Liebe

Vorbei! Die Stunden wandern;
Ins Schattenreich entschwebt
Der eine Tag zum andern . . .
O Herz, heißt das gelebt?

Noch blüht ihr, letzte Rosen,
Vom Abendstrahl umloht;
Mit falter Hand zu Kosen,
Kommt diese Nacht der Tod.

Der Garten wird verschneien . . .
Dann fragt ein Seufzen schwer:
Warum nur blieb im Maien
Dies Herz von Liebe leer?

Mein Leben geb ich gerne
Um Kuß und zärtlich Wort.
Und bleibt die Liebe ferne,
Ich werf es achtlos fort.

Mag Stund auf Stunde rinnen;
Was kummert mich die Zeit!
Ein Augenblick voll Ninnen
Wiegt eine Ewigkeit.

Gedenke mein!

Gedenke mein, wenn Morgenrot die Tore
Zum Throngemach der Sonne leis erschließt;
Gedenke mein, wenn dir im Sternensflore
Die feierstille Nacht vorüberfließt;
Wenn bei der Freude Ruf die Pulse rascher fliegen,
Wenn Abendschatten dich in sanfte Träume wiegen.
O geh hinaus, zu lauschen,
Was Wälder heimlich rauschen:
Gedenke mein!

Gedenke mein, wenn das Gebot der Sterne
Aus diesem Arm dich unerbittlich wand;
Wenn mich das Heimweh in der kalten Ferne
Nach dir verzehrt, du einzig Heimatland.
Denk an mein Lebewohl, an unsre Fährtenfluten;
Nicht Meere zwischen uns ersticken treue Gluten,
Und meines Herzens Schlagen
Soll zuckend noch dir sagen:
Gedenke mein!

Gedenke mein, wenn in der Erdenkühle
Ich träumend ruh, und eine Blume spriest
Einsam und zärtlich aus dem Kasenpfühle;
Du ahnest, was die Knospe keusch umschließt.

Dein Auge sieht mich nicht, doch soll geheimes Leben,
Ein treuer Schwestergeist, dem Blumenfelch entschweben
Und horch, in Nacht und Schweigen
Zu dir sich seufzend neigen:
Gedenke mein!

Die Tote mahnt

Wenn die unsichtbare Hand
Dich aus meinen Armen wand,
Fragt dein Grübeln wohl beklommen,
Wie ins Öde du gekommen . . .
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?
Wenn ums Schloß der Nachtwind rauscht,
Seufzend deine Sehnsucht lauscht /
Sorch, ein Kiegel geht verstoßen,
Und es schleicht auf scheuen Sohlen . . .
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?
Wenn die Traufe wimmernd tropft,
Und das Herz zum Springen klopfst,
Wenn vom Schluchzen hingerissen
Sich dein Antlitz birgt im Kissen /
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?
Wenn im Regens Sturm der See
Wogend raunt, wie alles Weh
Wiegeselig dir entschlief
In der todeskühlen Tiefe . . .
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?
Wenn dann blüht aus Wolfendunkel
Trostgesang und Sterngefunkel /
Weißt du, was so zärtlich zittert
Und wie Odem dich umwittert?
Weißt du, Liebster? Weißt du wohl?

Sie starb an Liebe

Tief im Zypressenhaine
Sand ich ein Totenhaus.
Auf eingesunknem Steine
Lag dürr ein Rosenstrauß.

Es raunten scheu die Zweige:
„Hier schlummert eine Maid.
Sie starb an Liebe. Neige
Dich vor dem heiligen Leid!“

Da weint ich vor Erbarmen:
Gibt es kein Avalun,
Wo in geliebten Armen
Auf Rosen Bräute ruhn?

O Herz, das im Geloder
Der Liebe fromm verglüht /
Dein Avalun ist Moder,
Wo keine Rose blüht.

Ihr Tränen, seid dem Staube
Der wüsten Gruft ein Born /
Vielleicht daß eine Laube
Sich wölbt von Rosendorn . . .



Der verlorene Bruder

Wie ein gezäumtes Wildroß
Mit weiten Nüstern lauscht,
Wenn frei durch Grases Wogen
Der Brüder Herde rauscht:
So horcht mein Haupt und taucht
Vom Fenster in die Nacht,
Wenn draußen freier Lüfte
Stürmender Drang erwacht.

Da neigen sich und flüstern
Willkommen Baum und Strauch,
Die heiße Stirn umschmeichelt
Des Regens Fühler Sauch.
Und aus des Laubes Rauschen,
Aus Sturmes wogendem Laut
Tönt rührend eine Stimme,
Geschwisterlich vertraut.

Da ist mir, als erwach ich
Aus langem schweren Traum /
Ich bin ja euer Bruder,
Sturm, Regen, Fels und Baum!
Weh, daß ich mich verirrete
Von euch in fremdes Land,
Wo mich ein Fluch in banges
Gemäuer hält gebannt!

Nun steh ich hier und breite
Die Arme schmachend aus,
Und lausch', in Weh verloren,
Dem lockenden Gebraus.
O könnt ich zaubern lernen /
Ich sprach ein fräftig Wort,
Entrollte stolz den Mantel
Und flög im Sturme fort.

Pflanzenkind

Die Winterwolke flieht verdrossen
Den Himmel schmückt ein sanftes Blau.
Da lächeln goldig übergossen
Gehügel, Garten, See und Au.

An die entzückte Erde schmiegt
Liebkosend sich die junge Sonne;
Die zarten Glieder dehnt und biegt
Das Pflanzenkind in stiller Wonne.

Es schaut empor, sein Lächeln schmeichelt
Erquickend wie ein klarer Quell;
Und wie von Kinderhand gestreichelt
Wird mir die düstre Stirne hell.

Wurzelgenossen

Tief in der Öde
Träumt eine Klausel,
Umwogt von ewigem
Söhrengebrause.

Des Waldes Bäume
Sind treue Seelen,
Die fein Geheimnis
Dem Klausner hehlen.

Er lauscht versunken
In frommes Staunen,
Wenn Wunderstimmen
Aus Wipfeln raunen:

„O Klausner, wir alle
Sind Wurzelgenossen,
Dem einen heiligen
Busen entsprossen.

O Bruder Klausner,
Sinde dich heim,
Wo uns alle vereint
Der selige Keim!

Ja reimt euch Seelen /
Bis jauchzend schallt,
Eine Riesenorgel,
Der Weltenwald!"

Der Klausner lauscht /
Und lallt die Weise
Zur Geige nach,
Inbrünstig leise . . .

O süße Öde!
Träumende Klausen,
Umwogt von ewigem
Söhrengebräuse!

Wandergänse in der Märznacht

Wie stumm der Föhrenforst! Aus Wolfenflor
Lugt scheu der Vollmond. Schwarze Klumpen fauern
In Moos und nebelgrauem Erlenmoor:
Wacholderbüsche. Wie versteinert lauern
Und brüten sie zum trüben Licht empor.
Ihr Düstern! Seid ihr noch von Winterschauern
Verstört und lahm? Hat Scheintot euch erstarrt,
Daß ihr nun bang des Auserweckers harrt?

Horch! Weint hier jemand? Wimmern ferne Eulen?
Wo bin ich? Schwarze Stämme. Sind es Säulen?
Sie wölben sich zum schauervollen Saal;
Und an der Decke schwelt die Ampel fahl.
Ach wohl, ich spür's, ich bin in einer Gruft!
Es haucht mich an mit kaltem Moderduft
Und ängstigt mir die Brust wie Todesqual:
Der Seufzer stockt . . .

Da horch! Aus hoher Luft
Verworrner Ruf, geheimnisvoll Geraune.
Ist Rettung nah? Und wie ich aufwärts staune,
Da sieh / am dämmerhaften Himmelsbogen
Kommt schattenhaft Gewimmel hergezogen,
Zum Keil gereiht / Wildgänse, Wanderheere /
Ein Schlachtgeschwader, vorgestreckt die Speere.

Das stürmt so ungestüm, das ringt so hart,
Das rudert und das feucht, das gellt und schnarrt.
Nun saust ihr Sittich über mir und surrt . . .
Vorbei!

Und noch ein Keil, und noch ein Keil!
Wie Wogen rauscht es. Lauter Wikinghorden!
Sieg, Helden! Sieg! Der Kühnen Sehnsucht Heil!
Der starken Unrast Heil, die heim gen Norden
Euch treibt, zum trauten Nest an Felsenborden /
Wo nun das Moos erblüht, und schollenfrei
Im Sonnengold die Welle tanzt mit Rauschen . . .
O Frühling, Heil! Fahrt wohl!
Vorbei / vorbei!

Wie Traumgestammel noch ein wirrer Schrei /
Verschlungen von der Öde . . . Starres Lauschen . . .

Seelenlos

Sie sagen, du hast keine Seele,
Arm bleiche Birkenmaid.
Du fauerst starr und stumm
Auf düster struppiger Heid.

Du fauerst in der Öde,
Ein ausgestoßen Kind.
Dein Saargezweige zaust
Der rauhe Märzwind.

Sein mürrisch Brausen wogt
Durch Heidekraut und Ginster.
Ins weite Nebelgrau
Pilgern Wolken finster.

Eine Krähe treibt im Sturm
Taumelig vorbei;
Heiser und erstickt
Ihr grimmer Klageschrei . . .

Kein Bettelkind, o Birke,
Ist also arm und bloß;
Es hat eine Seele, zu weinen /
Dich heißen sie seelenlos.

Und doch, in tiefer Ode
Spürst du die hohe Trauer
Als Seelenfrösteln süß,
Wollüstig fühlen Schauer.

Du kauerst starr und stumm
Auf düster struppiger Heid.
Sie sagen, du hast keine Seele,
Arm bleiche Birkenmaid.

Blutbrüderschaft

Sier bei der Eichengruppe war's.
Der greisen Bäume knorrige Keckenglieder
Umsproß das bronzegelbe Frühlingslaub
Wie Kinderlocken zart.
Die schwarze Drossel schlüpfte durch die Äste,
Dem Liebchen flötend und ihr Nestlein planend.
Ein holdes Wunder, sprang aus violetterm
Schlehndorn der mandelduftige Blüten Schnee,
Und weich wie Mädchenfosen schmiegte sich
Der Nasen, mit Kanunkelgold verbrämt,
Um Torfmoor, dürres Schilf und Sumpfgelände.
Dort, wo noch jüngst der Ode Schauer hausten,
Erscholl der Fröschlein breites Lenzbehagen.
Und sieh, gespreizten Sittichs, nahte lüstern
Der erste Storch.
Vom Horizonte hob sich ein Gebirg
Aus Wetterdunst, im veildendunkeln Schoß
Ein Tropfenmeer bereitend.
Und wie ein Jauchzen brach die Abendsonne
Hervor, purpuren das Gewölk benezend,
Und schaute einmal noch mit Feuerblick
Tief ihren Frühling an . . .

Da war's, da rührte mich der selige Tod:
Aus diesen Adern blutete die Seele,

Und rann erschauernd
Durch Eiche, Wolke, Wiese, Sumpf und Sonne.
Aus diesen Adern blutete die Seele,
Blutbrüderschaft zu schließen mit dem All . . .
Und alles war nun mein / und ich war sein /
Seimlich gehegt, ein süßer Herzensschatz.

Einsamer Baum

Zersplissen ist mein Haupt
Vom schwarzen Wolkenwetter;
Herbstwind und Regen raubt
Die letzten toten Blätter.
So rag ich ganz allein
Aus ödem Heidekraut
Und träume von dem Hain,
Der weit verloren blaut.

Es packt mit grimmer Wucht
Mich wohl ein nächtlich Brausen;
Ich raffe dann mit Grausen
Zusammen mich zur Flucht /
Doch halten zähe Schollen
Mich an den Wurzeln fest. /
Da steh ich nun mit Grollen
Und schüttle mein Geäst.

Es will Abend werden

Säulengleich an des Hügel's Saum
Träumt ein düstrer Wacholderbaum.

Drunten umflort sich die Kiefernheide
Schon mit blauendem Dämmerkleide.

Droben der Himmel leuchtet noch matt,
Grünlichgrau wie ein See und glatt.

Keusch wie Wasserrosenschnee
Blüht ein Stern im Himmelssee.

Sturmgewölke kommen geflogen,
Sinster hüllend den Himmelsbogen . .

Säulengleich in Sturm und Dunkel
Träumt der Wacholder vom Sterngefunkel.

Stimme der Mutter

Lag ich als Kind
Schlaflos ängstlich,
Sang die Mutter
Mit sanfter Stimme,
Bis der Schlummer
Träumende Augen
Leise mir schloß.

Längst verflangen
Die Wiegenlieder;
Wuchs der Mutter
Über den Kopf . . .
Wer singt heut mir
Tröstliche Lieder?

Das bist du,
Zehre Stimme
Im Gebrause
Des Frühlingsturmes
Und im Flüstern
Fallenden Regens.

Lauschen will ich und liegen
Wie ein Wiegekind /
Singe, treue Mutter,
Schläfre dein banges Kind!

Die hohe Föhre

Der drängenden Horde zwerger Föhren
Vergift die Gewaltige anzugehören.

Sie hebt das Haupt zur stürmenden Wolke /
Verloren über dem Nadelwolke,

Das nimmer den heiligen Sturm erlauscht,
Der einsam erhabene Stirnen umrauscht.

Sie aber sinnt / und nickt / und schaut
Ins Weite, wo dämmrig der Forst verblaut.

Zerrissenen Wolfengebirgen entrollt
Der sinkenden Sonne rotes Gold.

Das Föhrenhaupt erglüht verzückt /
Ins lodernde Feuermeer entrückt.

Söhren glühen

Im frostigen Herbstgebrause,
Von Nebelregen umgraut,
Düster träumte die Söhre /
Wie eine verlassene Braut.

Auf einmal spaltet die Sonne
Blaugraue Wolkenfegen,
Mit goldiger Abendflamme
Das Söhrenhaupt zu netzen.

Da rinnt durch starre Adern
Ein Sauch von Jugendglut;
Zum Antlitz wallt es zärtlich,
Stürmisch schmachzendes Blut.

Der Stamm und alle Zweige
Erglühen purpurrot,
Als weihe träumend sich die Braut
Dem Liebesflammentod.

Nun lischet der hehre Feuerball,
In Wolkenklüfte versunken . . .
Die Söhre starrt dem Liebsten nach
Verzückt und flammentrunken.

Es war nur ein flüchtig Umfängen,
Ein Flackern; doch war's einmal
Und lohnt die Seufzer alle
In grauer Lebensqual.

So Komm denn, Nacht und Öde,
Umhülle den Föhrenbaum /
Er trägt an seligem Herzen
Gestillter Liebe Traum.

Die Silberpappel

Pappel, in deren Schattenrevier
Still geborgen ich ländlich wohne,
Breitgewipfelte Silberkrone,
Endlich wieder daheim bei dir!
Segne die schmachrende Stirne mir,
Die in schwazgender Menge Gewühl
Staubig ward und taumlig schwül /
Segne sie mit dem Kusse des Friedens!

Solde Kast, wo gastlich die frischen
Blätterschatten auf Gräsern sich kräufeln /
Wo in wogendes Wipfelsäufeln
Surtige Schwalben ihr jauchzendes Zischen,
Ähren ihr sanftes Gelispel mischen /
Während die Sonne hinunterrollt
Und verklärend mit Purpurgold
Zärtlich die Wolke von Laub umkost . . .
Seimische Pappel, Freundin, mein Trost!

Wenn in stummer heißer Nacht,
Ganz verloren in Gram und Grimme,
Meine Seele weint und wacht:
Seht erlösend vor dem Fenster
Sich der treuen Pappel Stimme
Und verscheucht die Gramgespenster.

O du heimlich süßes Lauschen,
Ruhevolles Wipfelrauschen!
Dies Gewoge und Gewühle,
Aufgeregt vom hauchenden Wetter!
Dies Geplätscher derber Blätter /
Gleich dem Waldbach an der Mühle . . .
O du Labetrunk voll Kühle!

Wenn aus Wolken Blitze lohen,
Reißt sich die Pappel ob Garten und Haus
Schirmend empor und spät hinaus
Weithin über die nebelgrauen
Wellenschlagenden Roggenauen,
Wo die flammende Wolke regnet /
Wie ein Patriarch
Seine schlafenden Völker segnet.

Im Sommerwinde

Es wogt die laue Sommerluft.
Wacholderbüsche, Brombeerranken
Und Adlerfarren nicken, wanken.
Die struppigen Kiefernhäupter schwanken;
Rohbraune Äste knarren.
Von ihren zarten, schlanken,
Lichtgrünen Schossen stäubt
Der harzige Duft,
Und die weiche Luft
Wallt hin wie betäubt.

Auf einmal tut sich lächelnd auf
Die freie sonnige Welt:
Weithin blendendes Himmelblau;
Weithin heitre Wolken zu Lauf;
Weithin wogendes Ährenfeld
Und grüne grüne Auen . . .
Hier an Kiefernwaldes Saum
Will ich weilen, will ich schauen /
Unter zartem Akazienbaum,
Der vom muntern Wind gerüttelt
Süße Blütentrauben schüttelt.

O Roggenhalme hin und her gebogen!
Wie sanft sie flüstern, wie sie endlos wogen

Zu blau verschwommenen Fernen!
Schon neigen sich und fern
Viel Häupter silbergrün.
Andre blühn,
Duftend wie frisches Brot.
Dazwischen glühn
Mohnblumen flammenrot
Bei dunkelblauen Cyanen . . .

Und droben wallen
Durch lichtiges Blau
Wolfenballen,
Gebirgen gleich,
Halb golden und halb grau.
Frau Sonne spreitet
Den Strahlenfächer von Silberseide
Zur Erde nieder;
Dann taucht sie wieder
Aus schneeigem Wolfenkleide
Blendende Glieder
Und blitzt und sprüht
Verflärend Goldgefunkel
Auf Auen, wo lachend blüht
Vergißmeinnicht und gelbe Ranunkel
Und Sauerampfer ziegelrot . . .

O du saufender braufender Wogewind!
Wie Freiheitsjubel, wie Orgelchor
Umraufcheft du mein durftig Ohr;
Du kühlft mein Haupt, umfpülft die Gewandung,
Wie den Küftenfelfen die fchäumende Brandung/
O du saufender braufender Wogewind!
Nun ebbef du, fo weich, fo lind /
Ein Säufeln, Liffeln, Sächeln.
Beftrickte dich ein Sonnenlächeln?
Auch dein Gefäufel ftirbt;
Dann / laufchige Stille.
Nur noch die Grille
Dengelt und zirpt
Im Erlengebüfch, wo das Wäfferlein träumt,
Von Lilien gelb umfäumt.
Ins Blaue weltverloren girt
Inbrünftig die Lerche / fchwirrt
Taumlig vor Wonne
Zu Wolken und Sonne
Und girt und girt.

Da wird mir leicht, fo federleicht;
Die dumpfig alte Beflemmung weicht.
All meine Unraft, alle wirren
Gedanken find im Lerchengirren,

Im süßen Jubelmeer ertrunken.
Versunken
Die Stadt mit Staub und wüstem Schwindel;
Versunken
Das Menschengesindel;
Begraben der Unrat, tief versenkt
Hinter blauendem Hügel,
Dort wo hurtige Flügel
Die emsige Mühle schwenkt . . .

Friede, Friede
Im Lerchenliede,
In Windeswogen,
In Ährenwogen!
Unendliche Ruhe
Am umfassenden Simmelsbogen!

Weißt du, sinnende Seele,
Was selig macht?
Unendliche Ruhe!
Nun bist du aufgewacht
Zu heitrer Weisheit.
Gestern durchwühlte dein Herz ein Wurm,
Und heute lacht
Das freie Herz in den Sommersturm . . .

Friede, Friede
Im Lirhenliede,
In Windeswogen,
In Ahrenwogen!
Unendliche Ruhe
Am umfassenden Simmelsbogen!

Sonnenwende

Nun hat die Sonne glühend schwül
Des Himmels steilste Höh erflommen.
Johanniskraft, ein grau Gewühl
Von Wetterdunst, kommt hergeschwommen.
Schon dunkel grünt der Strauch und satt;
Vergilbt die Rasenspitzen hangen.
Noch einmal ruft der Kuckuck matt,
Dann ist ihm alle Lust vergangen . . .
O weh, der junge Frühling ist gestorben.

Blaugrüne Motten ruhn erschöpft
Vom Liebesrausch auf Stabiosen;
Der Löwenzahn hat sich beköpft
Mit silbergrauen Flockenrosen;
Die Kiefern stäuben schweren Duft;
Im Espenwipfel zirpt die Meise;
Darüber zieht durch trübe Luft
Ein Habicht drohend seine Kreise . . .
Ein unsichtbarer Schnitter wegt die Sense.

Und horch, nun zischt und zischt der Schnitt
Und rafft die Halme, rafft die schmucken /
Und trifft und trifft mein Herz mit;
Bei jedem Takte muß es zucken.

Auch meine Wende kam! Ade,
Lichtgrüne Zeit, da ich gestiegen!
Nun geht's bergab! Es tut gar weh,
Wenn welf der Jugend Schwaden liegen . . .
Und doch / im Heuduft träumt es sich so süß!

Herbstliche Eiche

Es nebelt. Knorriger Eichenheld,
Schon wird dein Lockenhaupt herbstlich bleich,
Und raschelnd die braune Eichel fällt.
Doch blüht dir heimlich ein Königreich.

Lass nebeln, dunkeln! Schlaf! Es ist spät!
Im Wintertraum küßt dich die Sonnenmaid,
Und aus den Keimen, die du gesät,
Spriest tausendfach deine Jugendzeit.

Novemberlaub

Auf stöhnender Föhre fiedelt der Sturm
Seulende düstre Balladen;
Es schnaubt sein Odem, nebelfeucht
Von nordischen Seegejstaden.

So trübe der Himmel, als wär's schon spät.
Die Wolken pilgern traurig.
Im Strudel taumelt verkommenes Laub
Um Baumgerippe so schaurig.

Ein letztes Blättchen am Dornenstrauch
Fröstelt in starrem Weh . . .
O mach ein Ende, Novembersturm!
Deck zu, du wogender Schnee!

Regenflüstern

Trüber Tag; die Traufe wimmert,
Tropfen rasseln an die Scheiben.
Brausend im Novemberwinde
Wanken dunkle Eiben.

Regensatte Wege formen
Wasserspiegel, drin die grauen
Wolken ihr verweintes Antlitz
Zittrig trübe schauen.

Über welkem Laub im Garten,
Krank gezaust das Köpfschen, trauert
Eine späte bleiche Rose,
Schmerzlich süß durchschauert.

Schmerzlich süß, vom Regenflüstern
Eingelullt, im schaurig herben
Sturme, eine stumme Blume,
Einsam, vornehm sterben.

Novemberabend

Novemberabend fühlt und feuchtet.
Die Ferne stirbt in Dämmerduft.
Mit mattem Blinzeln nur durchleuchtet
Ein Stern die nebeltrübe Luft.

Bedämpfte Glockenlaute beben
Weich summend über Stoppelfeld.
Aus Wiesenniederungen heben
Sich dunkle Massen in die Welt.

Ein alter Pflüger mit dem Pferde
Zieht müde heim; die Pfeife glimmt.
Vom Schäferhund umtummelt, schwimmt
Mit Blöken dorfwärts eine Herde.

Mit qualmigdunkler Rote säumt
Der Himmel sich. Großleuchtend taucht
Der Mond empor . . . Die Landschaft träumt /
Von Kuhsehnsucht überhaucht.

Der Träumer

Ich war ein Kind / mit großen Kinderaugen,
Die nur zu träumerischem Schauen,
Nicht zum Berechnen und zum schlauen
Erwerben taugen;
In dumpfen Stuben bangte mir, ich scheute
Gespräche nüchtern fluger Leute
Und stahl mich fort mit stiller Wonne
Zu Blumen, Gras und Sonne.

Da sog ich Luft wie ein Befreiter, lauschte
Den Bienen, Grillen, schwankendem Gesträuch,
Das wogengleich im weichen Winde rauschte;
Mit Staunen und Entzücken schaute
Mein Aug empor / zu ihm,
Der tief und weithin blaute;
Und der betörte Träumerfimm
Schwamm mit dem wunderbaren,
Wie Schneegebirge flaren
Gewölke sanft dahin.

So wuchs ich auf. Und allezeit getreu
Blieb meinem Aug das träumerische Schauen.
Doch ich bedachte nie: der Schatz der Auen
Sind nicht die bunten Blumen, sondern Heu;

Was blau und rot im Ährenfelde blüht,
Ist nicht dem Bauch des Erntesackes hold;
Und eines Dichters träumereich Gemüt
Trägt wenig Körnchen irdisch Gold.

Nun stehn die Äcker braun und stopplig nackt,
Geschorne Wiesen werden bleich und bleicher,
Und mir zum Spotte tanzt im fremden Speicher
Der plumpe Flegel trocknen Erntetaft.
Am Dornstrauch sitz ich, trübe wie der Himmel;
Verwelkte Blätter zerrt ein rauher Wind,
Scheucht mürrisch fort das raschelnde Gewimmel;
Und träumend starr ich nach / ich dummes großes Kind!

Der Winter kommt. Ich werde frieren, darben
Und wie die arme Maus im Stoppelwald
Mich nähren von dem Abfall fremder Garben;
Vielleicht auch sterb ich bald . . .
Mag sein! Doch schließ ich ohne Reue
Und segne dankbar meinen Träumerblick.
Er ließ mich lieben Flur und Himmelsbläue;
Und diese Liebe war mein Lebensglück.



Die Serne

Zur Fernesucht geboren,
Wird nie der Pilgram froh.
Seine Heimat ging verloren,
Er weiß nicht wo.

Ihn rührt ein stummes Mahnen
Von blauer Berge Wand.
Darf er dahinter ahnen
Sein Wunderland?

Im Tale Bauden winken,
Zum Dorfe traut gereiht.
Er aber muß versinken
In Einsamkeit.

Er haust auf Bergesklippen
In dumpfer Schwermut Bann,
Umstarrt von Knieholz-Rippen
Und wüstem Tann.

Verworren träumt im Grunde
Des Mühlenrads Gesumm.
Er lauscht mit zuckendem Munde,
Sein Lied bleibt stumm.

Er schmachtet, wie im Staube
Ein welkes Blumenhaupt.
Doch ward sein frommer Glaube
Ihm nicht geraubt.

O Pilgram, du mußt lernen
In Demut abseits stahn,
Du darfst den blauen Fernen
Nie täppisch nahn.

Wenn ungestüme Minne
Dich riß zum Götterweib,
Umarmten deine Sinne
Nur Menschenleib.

So bleib dem Wunderlande
In feuscher Andacht hold.
Dann spülst du aus dem Sande
Das ewige Gold.

Es sammelt alle Jähren
Die treue Ewigkeit.
Sie sollen sich verklären
Zum Krongeschmeid.

O sieh, ein Fenster glühet
Im roten Abendglast!
Das Baudenhaus erblühet
Zum Goldpalast.

Die Felsenschatten dehnen
Sich weit ins Talgefilde.
So wird wohl manches Sehnen
Noch spät gestillt.

Erst wenn im großen Dunkel
Versank die wirre Welt,
Erblüht das Trostgefunkel
Am Sternenzelt.

Und birgt sich in der Erden
Kaltlos dein Angesicht,
Tief innen soll es werden
Auf einmal Licht.

Wandrer's Abendburg

Die Sonne neigt sich abe
Zum blauen Hügelgrabe.
So leb denn wohl, du rotes Liebesfeuer!
Ich stehe ganz allein
Auf ödem Berggestein.
Wohl heime möcht ich gahn
Und weiß doch nicht, wo Herberg han . . .
Schon draun die Wolken schwarz wie Ungeheuer.

Da mahnt die Sonn im Sinken:
Sieh dort die Zinnen winken!
Den irren Wandrer laden sie, zu hausen.
Des Burgherrn Trostlicht wacht
Getreu die ganze Nacht.
Entzünde dran dein Herze
Als eine fromme Klausenkerze!
Ums Fenstergitter laß Unholde fausen!

Wolke

Vom Riesenfelsen,
Wolke, niederzieh!
Schlag dein Gewand
Um mich her und fieh!

Zu rauhen Höhen
Trage mich empor,
Wohin des Menschen
Wort sich nie verlor.

Wie scheut die wunde
Seele diesen Laut!
Wie rollt mein Auge,
Wenn es Menschen schaut!

Doch Fels und Wolke
Sind mein stummer Trost;
Erhabne Lieder
Hör ich sturmunst.

Beruhigt lieg ich,
Wo der Gießbach rauscht;
Ein Seelenkranker
So dem Freunde lauscht.

Von grüner Matte
Zeigt das goldne Licht
Des fernen Landes
Lächelnd Angesicht.

Der Sagenstein

Aus Bergen schleicht der Abendhauch, ein Raunen
Im wüsten Hain.
Das Tannenvolk umringt mit scheuem Staunen
Den Sagenstein.

Hier stand ein Schloß; sein Glitzern machte trunken
Wie Abendstrahl.
Verwunschen wards. Und wo die Pracht versunken,
Bezeugt dies Mal.

Verdüstert hockt der Stein / wie seinen Sorgen
Ein Bettler grollt.
Verkappter Fürst! Im Grunde dir geborgen
Ruht Perl und Gold.

Kein Gräber drang noch durch die Felsenrinde
Zum güldnen Schacht.
Ein Glimmen winkt nur dem Johanniskinde
In Zaubernacht.

Sein Träumeraug erschaut in Höhlenwildnis
Den Perlenschrein,
Auch marmorweiß ein Königinnen-Bildnis
Im Dom von Stein. /

Ich kenne sie, die heiligen Heimlichkeiten
Der Innenschau.
Verwunschen sank auch mir ins Grab der Zeiten
Mein Königsbau.

Doch was dereinst an Seligkeit erblühte,
Ist nimmer tot;
Es bleibt mein Schatz, versunken im Gemüte,
Der magisch loht.

Ich selber bin das Schloß mit güldner Tiefe,
Der Sagenstein.
Und ob ich ganz der Oberwelt entschlief,
Der Traum ist mein.

Die Königin ward diesen heißen Sinnen
Sinweggebannt.
Verklärt zum Engel weiht sie nun mein Minnen
Dem Geisterland.

Als Dom von Tropfgestein soll mich umflechten
Die Innenwelt.
Braut meiner Jugend, throne mir zur Rechten
Im Höhlzelt!

Die Sonne kommt

Willkommen, Ritter Morgen!
Vor deinem güldnen Haupt
Entfliehn die Wölfe Sorgen,
Die mir den Schlaf geraubt.

Der Fels vor meiner Klause
Starrt feierlich mich an.
Die Wipfel mit Gebrause
Wiegt unter mir der Tann.

Steingraue Wolkenwogen
Verhüllen noch das Tal.
Darob der Himmelsbogen
Matt leuchtender Opal.

Und aus dem Dunstmeer ragen
Die Kiesenberge steil.
Ihr Stirnglanz will sagen:
Ganz oben thront das Heil!

Nun blüht von Purpursonne
Das Nebelmeer wie Klee;
Und auch mein Gram ward Wonne,
Weil ich darüber steh.

Als Lerche schwebt mein Schauen
Soh ob dem Erdenneft
Durch selig freie Auen . . .
O Himmel, halt mich fest!

Aufstieg

Über Felsen, windumflattert,
Klimm ich hoch hinan zum Freien.
Droben will ich mich entladen
Dieser Qual, im Sturme baden,
Neugeboren meine Seele weihen.

Berg, vor deinem Riesenantlitz
Kann ja Kleinmut nicht bestehen.
Sturm, im Brausen deiner Kraft,
Die den Forst zusammenrafft,
Muß mein Seufzer wie ein Staub verwehen.

Innere Heimat

Droben freist ein Königsaar.
Auf zu ihm ins Blau der Lüfte,
Über Tann und Höhlengrüfte!
 Himmliche Ferne
Lockt und lächelt mir wolkenlos klar.

Bist du droben, Heimatland?
Sturm und Woge rauscht hienieden,
Und ein Pilgram seufzt um Frieden,
 Weil er die Heimat
Immer nur ahnt und nirgends fand.

Nur im Traume wird sie mein.
Bette, Fels, dies müde Haupt,
Das enttäuscht noch immer glaubt.
 Kehre nun, Seele,
Zu den Gefilden tief innen ein!

Werde Sauch und Melodie!
Wie des Mondes Duft auf Auen
Laf dein Schmachten niedertauen!
 Bräutliche Blumen
Wecken im Kusse des Schauens Magie.

Schau in alle Kreatur!
Lausche! Und mit frommen Tönen
Rühre dich das Allversöhnen!
Suchender Jünger,
Solge des Lichtes heiliger Spur /

Bis das Heiligtum enthüllt,
Wo aus Zährenflut sich Wonnen
Läutern und aus Sündern Sonnen.
Wölbungen blauen;
Liebende Sehnsucht wird endlos erfüllt.

Droben freist ein Königsaar
Über Tann und Höhlengrüfte . . .
Und es lächeln mild die Lüfte:
„Träumender Pilgram,
Dein ist die Heimat! Du träumest wahr!“



Ausblick
auf die See

Seefönigs Krone

Des Eilands felsige Keckenbrust
Umtobte der Sturm mit rüttelnden Schlägen.
Da irrt ich, berauscht von Pilgerlust,
Wie suchend durch Heide und Nebelregen.

Ich suchte / ein Flüchtling, dem Fuß und Hand
Noch immer die Kette gefesselt hält;
Er schlägt sie und schlägt an die Felsenwand,
Bis ein wütender Gluch das Eisen zerschellt.

Ich suchte / und fand! O seliger Trost!
Wo die Heide zu trotziger Klippe sich hügelte,
Und schauerlich süß die Brandung tost,
Von Wolkendunkel und Möven umflügelt.

Geheimnisvoll winkte das Sünengrab,
Wo oft im Sande der struppigen Heide
Der Schäfer gewühlt mit dem Sirtenstab
Nach Wikingerkönigs verscharrtem Geschmeide.

Da hab ich, was nimmer der Täppische fand,
Das gleißende Gold in der Höhlung erschaut.
Frei legte die Krone sich mir in die Hand,
Wie eine vor Zeiten verlobte Braut.

Ich flomm auf den Malstein. Da hub sich das Meer
Ein Wasserwall um mein einsam Eiland.

Ja banne hinweg, du wogende Wehr,
Das Land, das ich floh, und den Gram von weiland!

Das Land, das ich floh / verächtliche Sklaven,
Barbaren und Krämer / wie lagen sie weit,
Im Flutengehügel begraben, entschlafen . . .
Ich stand in köstlicher Einsamkeit.

Ich stand erhaben auf steinernem Throne,
Die Hand gebieterisch ausgestreckt.
Drauf hat Seekönigs heilige Krone
Mein sturmgesalbtes Haupt bedeckt.

Und die Wogen, die üppigen Brauser und Schäumer,
Kollten zur Huldigung jauchzend herbei,
Symmen donnernd dem großen Träumer,
Der mit Träumen sich frönte, in Träumen frei.

Vom Berge bis über die See

Es baute der Ritter ein ragendes Haus
Vom Berge bis über die See.
Sein Liebchen schaute zum Söller hinaus,
Die schöne Dorothee.

Im Winde wehte die Lockenflut
Vom Berge bis über die See.
Da sang sie hinaus ihren Übermut,
Die schöne Dorothee.

„Ade, graubärtiger Wassermann,
Vom Berge bis über die See!
Dein stürmisch Werben reicht nimmer hinan
Zur schönen Dorothee.

Laf springen die Wogen und brüllen so wild,
Vom Berge bis über die See.
Sie prallen zurück vom Felsenschild
Der schönen Dorothee.

Ich schlage die Harfe und lache laut
Vom Berge bis über die See,
Ich bin ja des stattlichen Ritters Braut,
Die schöne Dorothee!“

Da ward so weiß wie die Kreidewand,
Vom Berge bis über die See,
Des Wassermanns Angesicht und verschwand
Der schönen Dorothee.

Doch einst in schauriger Regennacht,
Vom Berge bis über die See,
Wie Nebel schlich es zur Kammer sacht
Der schönen Dorothee.

Es hauchte und drückte und würgte sie tot /
Vom Berge bis über die See.
Nun lag erblichen im Morgenrot
Die schöne Dorothee.

Eine Seele entführte der Wassermann
Vom Berge bis über die See,
Zu salzigem Schaume die Seele zerrann
Der schönen Dorothee.

Sturm und Fels

In öder Nacht am Meeresstrand
Ein Fels gen Himmel dunkelt.
Er starrt ins lockende Wunderland,
Wo ein Stern, sein Engel, ihm funkelt.

Da kommt der Sturm dahergebraust,
Begrüßt von murmelnder Welle,
Und packt den Felsen mit rüttelnder Faust:
„Wach auf, verträumter Geselle!

Fast lange genug emporgeschaut
Mit ungetröstetem Harne.
Nun reiße vom Himmel die spröde Braut
In deine trozigen Arme!

Schau her, wie man mit Bräuten tut,
Das tolle Sehnen zu stillen!
Soiho, mein Lieb, du salzige Flut!
Ich pfeife, sei mir zu Willen!“

Und er stürzt der See an die wogende Brust
Und hält sie tanzend umfassen;
Sie windet die Glieder in jauchzender Lust
Wie rasende Riesenschlangen.

Die Wirbelnde schlägt ihr nasses Gewand
An den Felsen mit frechem Spotte,
Und ach, der Stern, sein Engel, entschwand
Vor der wüsten Wolkenrotte.

Nun spüre, mein Fels, vom Taumel umtost,
Wie ein frommes Lied dich durchschauert:
„Salt aus! Es feimt ein heimlicher Trost,
Wo Treue in Trennung trauert.

Der heiligen Keuschheit bleibe geweiht
Die Liebe zur himmlischen Ferne!
Dann tragen dich Schwingen der Ewigkeit
Zum angebeteten Sterne.“

Stern der Meere

Ach Liebe, daß du wankst auf den Wogen,
Ein morscher Kahn,
Zerfetzt das Segel, steuerlos gezogen
Auf Nebelbahn.

Des Tages Herz ist blutig hingefunken
In düstre See.

Wo bist du, armer Kahn? Zerschellt, ertrunken?
Ach Lieb, ade!

Nun will auch ich hintaumeln und versinken
In feuchte Gruft.

Doch warnt ein Stern, der Meere Stern, mit Winken
Aus blauem Duft:

„Nur Unrast wirf hinab, die eiteln Sorgen
Der wüsten Welt!

Dein Lieben gib empor! Es sei geborgen
Im Sternenzelt!

Was in der Zeiten Brandung ging verloren,
Muß nichtig sein.

Ein Herz allein, dir liebend eingeboren,
Bleibt ewig dein.

Und schlug es auch am deinen nur für Stunden,
Doch Keim bei Keim

Seid ihr dem Chor der Seligkeit verbunden
Und seid daheim.

Das Heimatland, das alte Weh

Mit lauen Nebeln hüllt der Sommerabend
Des dunkeln Meeres Bucht. Im Hafen träumt
Ein Kahnkoloss. Die Welle tätschelt leise
Geteerte Planken. Ankerketten rasseln.
Verhüllte Stimmen. An des Rahnes Bug
Glühn zwei Laternen, rot und grün, sie senken
Zwei Feuer Säulen, zitternd, rot und grün,
Durch schwarze Flut herüber. Und es summen
Matrosen eine schläfrig weiche Weise.
Der Rundreim lautet, wenn ich recht versteh:
„Das Heimatland, das alte Weh
Versenke du in tiefe See!“

Du Loderfackel, roter Mars dort oben!
Was winkst du so geheimnisvoll aus Nebeln?
Bist du nicht jener Stern, von dem man sagt,
Ein menschengleich Geschlecht bewohne ihn?
Nur älter, weiser, glücklicher als wir /
Wir armen, mangelhaften Erdenkinder . . .
„Das Heimatland, das alte Weh
Versenke du in tiefe See!“



Arme Leute

Bei düstern Heidekiefern
Stehn spärlich magre Ähren,
Sie saugen an dürrem Sande,
Verzweifelnd, sich zu nähren.

Da fauert ein lehmig Säuschen
Mit Düngerhaufen und Karren.
Kláglich meckert die Ziege,
Und struppige Sühnen scharren.

Aus der Türe humpelt ein frummer
Kleinbauer, emporzuspähen
Zur bleiern schleichenden Wolke,
Zu hungrig frächzenden Krähen.

Nur farge Mitleidszähren
Vermag die Wolke zu schenken;
Dann schleicht sie trübe weiter,
Ohne Kraft, zu tränken.

Selber arm und traurig,
Soll ich der weinenden Wolke
Und denk an arme Leute
Und leide mit meinem Volke.

Die Sonnenblume

Auf sandiger Heide am Kiefernforst
Kauert ein Häuschen gedrückt,
An Fenster, Dach und Lehmgewand
Verwahrlost und zerstückt.

Des bretternen Stalles Türe flafft;
Verloren sind Schafe und Ziegen.
Im Dünger ein letztes Hühnchen scharrt,
Mürrisch brummen die Fliegen.

Und in der Stube da quarrt das Kind,
Das Weib, das zornige, schilt,
Des Häuslers Stimme vom Trunke rauh
Lästert dazwischen wild

Am Fenster die schlanke Sonnenblume
Erbebt in heimlichem Leid.
Aus Schutt und Unkraut strebt sie scheu
Und starrt in die Ferne weit.

Dort hinter vergilbtem Kartoffelkraut
Und blondem Stoppelhaar
Erglänzt der Himmel wie mattes Gold,
Wie Feiergefang so klar.

Dort loht aus überirdischem Licht
Eine andere Blume: die Abendsonne.
Sie neigt sich zu Grab. Wer die heilige liebt,
Sauge noch einmal einzige Wonne!

Und die Sonnenblume, am Glutball
Sängt schwärmerisch starr ihr Angesicht,
Ihr gelbumkränztcs Träumergesicht,
Selig ertrunken im Purpurlicht.

So steht sie, bei Nesseln an wüster Mauer,
Wie bebende Arme die Blätter gebreitet . . .
Versunken die Sonne . . . Hinterdrein gleitet
Ein Schmachten hinunter mit Todeschauer.

Entzauberung

Dort drüben liegt sie / riesenbreit erstreckt
Und vielgezackt zum Wolfengrau gereckt:
Die steinern fahle Stadt / von hunderttausend
Tagwerken murrend und erbrausend.
Ein Dunst umhüllt die Dächer, rußig, bleiern:
Der Schlothe Ausgeburt / die noch nicht feiern.
Und doch schon murmeln von der Vesperstunde
Die düstern Türme mit dem Glockenmunde.

Wie dort der Häuserwall, der Vorstadt-Kumpf,
Aus fünfgezeilten Fenstern stumpf
Herüberstarrt zum braunen Ackergrund,
Wo, schmutzigrot die Mauern,
Zwei qualmende Fabriken fauern.
Horch, die Maschine heult das Vesperzeichen.
Da rinnt aus dem Fabrikentor
Ein langer Zug von Arbeitsvolf
Den Ackerweg dahin, zur Stadt.
Und sich, die Häuserstirnen rötet matt
Der Abendwolken Widerschein.

Auf einmal quillt der Feuerball herein
Aus einem Wolkenriß und überflutet
Die Landschaft, daß sie golden glutet.

O Zaubertat! Die Stadt mit ihrem Dunst
Liegt nun verklärt, von Purpurdunst umflossen:
Ein Hügel, drum in ungestümer Brunst,
Aus grauem Dorn, blutrote Rosen sprossen.

Und sieh nur, wie die Scheibenzeilen strahlen,
Mit rotem Blitz das Sonnenfeuer malen!
Wie alle Häuser, alle Fensteraugen,
Mit heißem Durst die Purpurquelle saugen
Und saugend immer lichter sich verklären /
Als ob sie fluchbeladne Schlösser wären,
Die für ein farges Weilchen von der bösen
Verwünschung sich erlösen.

Und sie betrachtend voller Staunen,
Hör ich die Häuser gramvoll raunen:

„Verwünschte Schlösser, verfluchte Mauern,
Ach wohl, das sind wir! Müssen ja trauern
In düst'rer Öde jahraus jahrein,
Hilfloses Grauen im lahmen Gebein.
Durch Kerkerräume Gespenster poltern,
Viel arme Menschenseelen zu foltern,
Mit teuflischen Zangen, mit Dürsten und Fasten,
Mit knechtischen Ketten, unmenschlichen Lasten.

Auf faulem Stroh die Armut fauert,
Verzehrt von Sieber und frostdurchschauert;
Das Auge irrt,
Es ringen die Hände.
Doch fledermausig
Die Sorge schwirrt
Um unsere grausig
Verdammten Wände . . .
Gluch und fein Ende!

Nur manchmal naht die Gnadenstunde,
Wo die purpurne Sonne mit küssendem Munde
Die Stirn uns rührt und an jenen gemahnt,
Den unsere Seele erschauernd ahnt:
Den Strahlenbräutigam wundervoll,
Den starken Helden, der kommen soll,
Aus gespenstischer Not, aus Nacht und Ketten
Auf ewig uns zum Lichte zu retten."

So flagten die Verfluchten. Und der Scheiben Rot
Ward düster und erstarb in matten Funken.
In Stumpfheit lag die Stadt zurückgesunken:
Ein Schlackenhaufen,
Schwarz / und kalt / und tot.

Die Kommende Sonne

Es brennt in meinem Hirn
Ein Traum mit gärender Glut,
Wie hinter Vesuvius' Selsenstirn
Der Erde fieberndes Feuerblut.
Ich träume die Kommende Sonne.

Und wie des Meeres Flut empor
Zum lockenden Monde schwillt,
Wallt meine Seele schmachtend
Dem angebeteten Traumgebild
Entgegen, der Kommenden Sonne.

In stummer Nacht, dem weichen Arm
Der trägen Ruh entwunden,
Wälz ich mich mit heißem Sehnen,
Fülle mit Grübeln zögernde Stunden;
Ich harre der Kommenden Sonne.

Vom Lager fahr ich wild empor,
Wissende Bücher aufzuschlagen.
Ihr starren Züge, laßt mich lesen:
Wann wird umnachteten Völkern tagen
Die selig machende Sonne?

Es treibt mich auf die Gassen hinaus;
Da atmen die Gassen Moderluft;
Ein steinerner Sarg jedwedes Haus,
Die Stadt eine riesige Gruft.
Erbarme dich, Kommende Sonne!

Und schauernd durch das Tor der Gruft
Flücht ich hinaus auf offenes Feld
Und spähe, ob die finstre Luft
Nicht endlich Morgengrau erhellt.
Ich ahne die Kommende Sonne.

Und sieh, des Lichtes Halme schießen
Empor vom fernen, dunkeln Lande,
Wie hinter schwarzem Schildesrande
Blutige Speere sprießen.
Das sind die Speere der Sonne!

Da weicht der Drache der Verwufung
Von seinem Nest, der Völkergruft;
Er faltet die zackigen Flügel
Und kriecht entsetzt in seine Schlucht.
Preis dir, siegende Sonne!

Nun taucht aus rosenbesättem Gewölk
Empor der rollende Feuerball.

Da zittert die Erde, da bersten
Die Riesensärge mit Donnererschall.
Preis dir, erlösende Sonne!

Die toten Völker stehen auf
Und baden im goldig strömenden Licht;
Die Leiber blühen schön und stark,
Und geistig strahlt das Angesicht.
Preis dir, erweckende Sonne!

Die Erde schimmert wie eine Braut
Im Schmuck der Blumen und Seen;
Hinter üppig grünenden Hainen
Marmorhäuser erstehen.
Preis dir, verklärende Sonne!

Und aus den Toren der Marmorstadt
Wallt des Volkes festliche Schar,
Bringt Fahnen, selige Lieder,
Trunkene Blicke zum Opfer dar
Der entzückenden Göttin Sonne.

So brennt in meinem Hirn
Der Traum mit gärender Glut,
Wie hinter Vesuvius' Felsenstirn
Der Erde fieberndes Feuerblut.
Ich träume die kommende Sonne.

Die Wolkenstadt

Über rufbestäubten Dächerwogen,
Straßendunst und dumpfem Werkgetöse,
Über all dem bang beladen Volke
Schwebt die Wolke
Blendend weiß / wie eine Riesenwasserrose
Über schwarzem Moderfolke.

Und hernieder blickt die Keine
In den düstern Hof, wo zwischen Mauern,
Ungeliebt vom Sonnenscheine,
Ein gebeugtes Weib die Jugend muß vertrauern
Bei der Nadel fieberhaftem Rasseln.
Blasses Weib, erhebe dein Gesicht
Zu der Wolke hehrem Licht!

Und ihr Werkelmänner arbeitsheiß,
Laßt das Hämmern, laßt des Schwungrads Treiben!
Tretet an die trüben Werkstattscheiben,
Trocknet von der Stirn den Schweiß,
Andachtvoll den Blick erhoben
Zu der weißen Wolke droben!

Alle, die durch graue Gassen
Grübelnd hasten und einander hassen
Um ein farges, hartes Brot /

Die um armen Leibes Not
In das Morgen schaun mit Bangen /
Die gebrochen und verlassen
Hüsteln mit gehöhlten Wangen /
Die den Tod verzweifelnd suchen,
Oder hinter Eisenstangen
Schmachtend fluchen /
All die Fensteraugen jener langen
Häuserzeilen sollen aufwärts schauen
Zur verklärten Wolke.

Ruhevoll im wasserblauen
Simmel schwimmt das selige Eiland,
Blendend weiß
Wie ein Alpenberg mit feuchtem Eis;
In den Tälern Syazinthenfelder,
An den Hängen Apfelblütenwälder;
Alabasterne Paläste
Schimmern durch die rosa Äste;
Und auf sanften Taubenschwingen
Schwebt ein Klang wie Kinderfingen.
Doch wo weilen sie, die auf den Simmelsthronen
Frei wie Götter wohnen?

Dort an weißer Hügel Rändern
Stehen sie in wallenden Gewändern

Engeln gleich. Und seh, die Linnen
füllen ihr Gesicht und weinen,
Andre schauen starr und trauernd
Oft zusammenschauernd,
Wie entsetzt, hernieder
Auf der Weltstadt wüste Riefenglieder,
Die in Staub und Sünde angstvoll feucht.
Und in liebendem Erbarmen
Möchten sie die Stadt umarmen:
„Arme trübe Schwester, hebe
Deinen Blick zu uns und schwebe
Sehnsuchtsvoll empor /
Wie ein frisch erblühter Silberfalter
Sonnetrunken aufwärts fliegt,
Während grau und leer sein alter
Puppenschrein im Staube liegt.“

Strafe

An düster ragenden Häuserwällen
Durch flammenbesäte steinerne Schlucht
Branden die rasselnden Wagen, die Menschen /
Wie Wellen in klippiger Meeresbucht.
Der rote Vollmond taucht empor.

Die Menge wühlt und drängt und stößt;
Jedweden kummert nur seine Not /
Wie auf dem Deck des lecken Schiffes,
Das in den Tod zu sinken droht.
Der rote Mond schaut düster drein.

Auf glattem Bürgersteige fauert /
Gleichwie am Felsenriff das Wrack /
Ein Mann mit vorgesunknem Kopfe,
Zur Seite einen Lumpensack.
Der Vollmond blickt mit düstrer Glut.

Die Leute auf dem Bürgersteige
Treiben vorbei und blicken falt;
Die Straßenbahn beglort im Rollen
Mit grünem Auge die Gestalt.
Der rote Mond schaut düster drein.

Dort drüben lockt die blutige Flamme
Dem Schnapswirt manchen Gast ins Haus;
Und öffnet sich die Schänke dunstig,
Dringt Schelten und Gejohl heraus.
Der Vollmond blickt mit düst'rer Glut.

Des Handelshaus'es Fensterreihe
Ist noch vom Gaslicht grell erhellt;
Papier und Pult und blasse Schreiber;
Der Chef durchzählt des Tages Geld.
Der Vollmond blickt mit düst'rer Glut.

Nun heult vom Hofe die Maschine
Zur Vesper; da entläßt das Tor
Viel arbeitsmatte Blusenmänner;
Nur der Fabrik'schlot stößt empor
Zum roten Monde schwarzen Rauch.

Ein würdiger Bürger kommt geschritten,
Den Lump am Steige trifft sein Blick;
Entrüstet mit dem Kopfe schüttelnd
Geht er zu Bier und Politif /
Und zornrot glüht der volle Mond.

Aufruhr der Lüfte

An meinem Lager hält die Nacht
Schweigend ihre Leichenwacht.
Nur draussen über Häuserdächer streift
Ein ruheloser Luftgeist /
Wie Trauergewandung
Über Sargesdeckel schleift.

Unter den Dächern
Modert es zahllos /
Wie unter herbstlichen Bäumen
Gestorbenes Laub . . .
Die Völker sind tot!

Wohl sickert warmes Blut
Durch ihre Adern,
Wohl heben sie im Morgengrau
Augenlider und Häupter;
Doch mürrisch wie Gefangne.
Und mürrisch strömt es durch die Straße
Zu ferkerhaften Mauern,
Wo Menschenleiber sich wandeln
Zu Käderwerk und Balken,
Zu stumpfen Kiesenmaschinen,
Die stampfen, schaffen und stampfen,

Bis draussen der sonnige Tag
Wehmütigen Blicks zur Neige geht.
Und wieder auf die Strasse strömt es,
Aufstun sich die dumpfigen Häusersärge,
Die Völker strecken sich nieder
Und liegen tot.

Nur heimlich in den Häupten
Keimen Träume /
Wie Frankhaft bleiche Keime
An Wurzelknollen, die im Keller lagern,
Sehnlich tasten
Nach lauem Sonnenbade.

An meinem Lager hält die Nacht
Finster ihre Leichenwacht.
Doch draussen ob den Dächern
Geht ein Seufzen;
Zum Stöhnen wird es,
Zu murrender Klage.
Zornig stößt ein Wind das Haus,
Ein anderer Wind heult auf;
Bedrohlich brausend
Stürmt es heran,
Tobende Aufruhrrotten.

Türe schlottert, Fenster rasselt,
Luft flappt, Dachsparren knarren,
Losgelöste Ziegel scharren
Übers Dach und Frachen auf das Pflaster.

Aus schnarchendem Schlaf, aus trägen Federn
Schrickt der Bürger empor.

O horch,

Wie's im Kamine schaurig heult
Und durch den Türspalt zischt:
„Herbei, und schlüpft in die Kammer!

Blas'et den Narren, blas'et!“

Und wie am Kirchturm droben
Die Wetterfahne ängstlich freischt /

Bis ein wuchtiger Windstoß

Von verbogener Stange

Die Kostige abbricht;

Sie schollert übers Kirchendach

Und prasselt auf das Pflaster

Vor Pfarrers Fenster.

Der Straßenwächter fährt zusammen,

Entweicht zur nahen Haustür

Und schmiegt sich fröstelnd in die Nische.

Drüben an der Anschlagssäule

Ferren spöttische Geister
Am Papierbefehle
Der hohen Obrigkeit
Und wirbeln den Fezen mit Straßenspreu.

Sinter der Mauer im Hofe
Seht der einsame Baum
Zu den Lüften flehende Arme
Und stöhnt und wimmert:
„Nehmt mich mit!
Reißt mich aus!
Fort aus steinerner Wüste,
Aus dumpfigen Kerkermauern
Sinaus ins himmlische Freie
Zu sonnefrohen Geschwistern!“

Gefangen

Nachtdem braust mit Regen und Schlossen
Und haucht herein durch die Kerkersprossen.

Drin lehnt ein heißes Haupt an der Mauer;
Das kostet die Kühle mit süßem Schauer.

Es lauscht dem wilden Rütteln und Dröhnen
Des Sturmes, dem langgezogenen Stöhnen.

Es lauscht, wie der Regen vom Dache rinselt,
Wie die Traufe im Hofe schluchzt und winselt.

Es lauscht, wie ferne die Föhren sausen,
Und am Seegejade die Wellen erbrausen.

Nun horch / da nahen hurtige Schläge
Von Rosses Hufen auf nächlichem Wege.

Vorüber stürmt galoppendes Reiten,
Sinaus in geheimnishüllende Weiten . . .

So lauscht ein heißes Haupt an der Mauer
Und kostet die Kühle mit süßem Schauer.

Nachtdem braust mit Regen und Schlossen
Und haucht herein durch die Kerkersprossen.

Vorstadtlerche

Stumm lag die StraÙe, unter schwarzem Lafeu.
Verschlafen blinzten die Laternenflammen;
Die öden Pflastersteine schrafen
Vor meinem Schritt zusammen.
Doch mir im Haupte brandete das Blut,
Und üppig blitzten die Gedanken /
Des Hochgesprächs fühne Brut,
Bei dessen wild erhabener Glut
Ich mit den Freunden saÙ, in feierlicher Nacht . . .
Und staunend schaut ich die Gedankenpracht
Und fühlte staunend meines Herzens Weihe;
Und meine Seele wuchs zu hehren Sternen
Wie Rauchschwall wirbelnd sich gen Himmel breitet.
Und wie ich schlafen sah die dunkle Häuserreihe,
Bedünkt ich mich ein Heiland,
Der liebewach sein schlummernd Volk durchschreitet.

Doch als ich öffnete des Hauses Tor,
Da gähnte schwarz das Haus wie eine Gruft.
Und als die finstern Treppen ich empor
Getastet bis zum Stockwerk unterm Dach,
Da hauchte mir das enge Schlafgemach
Entgegen drückend schwüle Luft.
Beflommen streckt ich mich zu Bett
Und suchte Schlaf. Doch heiß war meine Stirn,
Und rastlos grübelte das müde Hirn.

Dann aus der dunkeln Ecke kam geschlichen
Die Angst und Froch mit ekler Bier empor
Und drückte meine Brust und würgte mich;
Und meine Glieder waren totenstarr.
Und eine Stimme raunte mir ins Ohr:
„Ohnmächtiger Narr!
Der du ein Held,
Ein Heiland dich bedünkt,
Da liegst du nun gefällt,
Von meiner Saust gefast /
Wie all dein Kummerbleiches Volk,
Das hingestürzt von Tageslast
Kings unter dumpfen Dächern modert . . .“

Und wie es zischelnd höhnte,
Und wie, bedrückt vom Alb,
Ich röchelte und stöhnte,
Da brach mein Herz,
Da sank mit hohlem Dröhnen
Mein Sarg in schwarze Erde . . .
Der Deckel preßte meine dumpfe Stirn,
Und die Gedanken wurden starr im Hirn.

Was zwitschert heimlich in der Ferne
So süß und morgenfrisch?
Was spür ich wie ein Liebchen schleichen

Vom Fenster durch das lauschig stille Zimmer?
Bist du es, Frühlicht? Ja, du bist es, Liebchen!
Schon grüßen mich mit geisterhaftem Schimmer
Der Tisch, das Polster und die Uhr . . . Ihr bleichen,
Aus Nacht erstandnen Freunde! Ja, es tagt!
Wie wonnig meine nachtgequälten Augen
Des Lichtes zarte Kieselquelle saugen!
Und wie in lichtgetränkten Wolkenräumen
Die Lerche trunken taumelt!
O laß mich lauschen, laß mich träumen,
Zärtlicher Vogel . . .

Die bange Nacht
Verschlief dein Köpfschen, flügelgeborgen,
In dunkler Ackerfurche der Vorstadt.
Doch als mit hauchendem Kusse der Morgen
Dein Flaumkleid rührte, bist du erwacht
Und sehnsuchtsvoll auf schlafgestärkten Flügeln
Emporgeschwirrt zu frischen Lüften /
Wo zwischen grauen Wolkenhügeln
Aus rotbesäumten Schlüften
Des Tages Goldflut bricht.
Und auf zum jungen Licht
Mit nie versiegender Liebeslust
Jubelt die schwärmende Sängerb Brust:
„Wie bist du süß! Wie bist du süß!“

O Lärchenlied, du Labequell!
Läß Trillerperlen funkelhell
Auf dürre Seelenauen
Mir niedertauen!
Du Flatterpunkt im Blauen
Bist stärker als mein Flügelschwung,
Der rückwärts sank in Nacht und Grauen.
Vom glutverklärten Fenster lauscht
Mein trostverschmachtet Ohr
Erquickt zu dir empor.
Nun trage durch das Morgentor
Den Singsgegeben, hilflos Matten
Von bangen Straßenschatten
Empor, empor /
Du lieber kleiner Seiland /
Zu seligem Ruhe-Eiland.

Der Mohnkopf

Im herben Wind am Dornenzaun
Bei toten, raschelnden Ranken,
Verödet muß dies Greisenhaupt
Die trüben Tage durchwanfen /

Und aschendürr und aschenfahl,
Von Gram gebeugt, hinab
Zur wüsten Erde starren:
Du meiner Hoffnung Grab!

Ach wohl, im Sommer, als flammend heiß
Im Blauen die Sonne stand,
Da war von üppigen Träumen
Mein jugendlich Haupt entbrannt.

Ich loderte glutig und dünkte mich selbst
Solch herrlicher Flammenbronnen
Und wollt im Herbst Garten und Flur
Besäen mit roten Sonnen.

Doch als er kam, der Herbst / da ward
Ich zage wie welkend Laub.
Und als ich neigte mein Haupt zur Saat,
Da war manch Körnlein taub.

Und etliches fiel auf dürr Gestein;
Der Vogel hat es gepickt.
Und etliches wird, wenn es feimt, zertreten
Oder von Dornen erstickt.

Und etliches hat der barsche Sturm
Geschleudert, weiß nicht wohin;
Auch den vermessenen Jugendtraum
Gezaust mir aus dem Sinn.

Nun steh ich hier am Dornenzaun
Bei toten, rascheinden Ranken
Und muß mit ödem Greisenhaupt
Die trüben Tage durchwanfen . . .

O Jugend, du fliegst fühn und rasch,
So wie die Schwalbe schnell.
Doch gleich der Schnecke träge schleicht
In Ewigkeit die Welt.

Ich will

Hoch stand ich auf dem Dach / und sah
Seltsamste Morgenglut:
Kings wogte über die Häuser hin
Ein Meer von Brand und Blut.
Wild brüllte die schwarzrot qualmende Schlacht;
Mit zornigem Knattern schossen
Behelmte Feinde zu uns empor.
Doch es trotzen fest die Genossen,
Wie Felsen im schlagenden Hagelsturm.
Verheerende Bomben schwangen sie
Und manchmal durch das Schlachtgetos
Die Marseillaise sangen sie.
Ihr wollustgurrendes Mordlied pfiff
Eine Kugel an meinem Ohr;
Da bäumte sich meine Seele jäh
Gleich wütiger Schlange empor.
Den Sprengball zückte die frallende Faust
Nach den feindlich stürmenden Massen
Und schmiß des Todes reißende Saat
Sinunter mit jauchzendem Hassen.
Und dumpf . . .

. . . Ein Kollen, ein Peitschengeflatsch
Und Getrappel / goldflirrender Schein;
Und sieh, die Morgensonne strahlt
Zum offenen Fenster herein.

Im Bette lieg ich / es war ein Traum!
Nicht Kugeln, die Schwalben girren
Und schießen um mein ländliches Dach.
Und droben im Mattblau schwirren
Lichtfrohe Lerchen. Durch tauige Flur
Trabt munter das Pferd mit dem Wagen;
Drauf sitzt der junge Bauer und schmaucht
Sein Pfeifchen mit Behagen
Und fährt so sicher hinein in die Welt . . .

Ich aber, ich seufze und schwanke
Und bin auf bangem Lager hier
Ein zweifelnder Gedanke.
Noch hält der Zorn, der glühende Traum
Mein Herz in banger Stockung,
Und schon umschmeichelt mich so süß
Des Lebens liebliche Lockung.
Da schwindelt mir; Verwirrung, Scham,
Sie überfluten heiß mich;
O ich vermessen, armer Tor!
Was bin ich? Und was weiß ich?
Ich bin nur ein Salm im wogenden Feld
Und wähnte, ich sei das Feld;
Und ich wanke, schwanke in Lieb und Haß,
Und mir dünkt, ich bewege die Welt.
O ich Irrtum und schwächlicher Widerspruch!

Und doch! Was hier erwacht
So grimm und fühl, ist Irrtum nicht,
Ist Zwietracht nicht, ist Macht.
Ich bin die einige Macht, bin Lieb
Und Haß mit einem Male,
So einig wie Kastanienfrucht und ihre Stachelshale.
Und die hassende Liebe, der liebende Haß,
So in mir gärt und schafft,
Das ist der Menschheit Lebensdrang,
Ist die weltbewegende Kraft.
Ich will! Und dieser Kraftstrom wird
Durch alle Zeiten wallen,
Wird Arme breiten sehnsuchtsvoll
Und Säufte drohend ballen.
Ich will! Und wenn mein trotziger Mund
Auch längst im Tode schwieg,
Ich will! Und ewig ist mein Kampf,
Und ewig ist mein Sieg!



Erlöse dich

Sonnenbraut

Ein Wanderer tappt in Nacht und Dünsten;
Wonach er suchte, wußt er nicht.
Da hat verlockt mit Gaukelfünsten
Zu Sümpfen ihn ein Flackerlicht.
Er taumelte hinein und hielt den Rausch der Sinne
Für benedete Minne.

Und falsche Schätze sah er strahlen,
War allen Leibeslüsten hold;
Vernahm mit Gier der Großen Prahlern
Und griff nach Purpur, Lorbeer, Gold.
Er rang und raufte drum im wirren Siebertraum,
Doch seine Hand griff Schaum.

Wach auf, Genarrter! Herold Morgen
Macht alle Nachtgespenster fliehn.
Von Bergeseinsamkeit geborgen,
Im heiligen Lichtstrom darfst du knien.
Gib hin die dumpfe Stirn! Der rote Sonnenmund
Küßt dich von Schuld gesund.

In Weibeschauern wird nach oben
Zur spät gefundenen Sonnenbraut
Der Freier auf den Thron gehoben
Und Herz dem Herzen angetraut.
Ihr Auge gibt den Kelch der Ewigkeit zu trinken.
O seliges Versinken!

Südenland

Sorch, durch grüblerische Söhren
Woget stöhnendes Verstören
Herbstlich rauhes Nachtgebraus.
Und die reckenhaften Eichen
Toben, weil die Wipfel bleichen,
Schaurig trostlos ihren Kummer aus.

Droben, wo durch Wolfenhader
Bläulich wallt des Mondes Duft,
Rudert durch die barsche Luft
Wilder Gänse Keilgeschwader.
Ihrer Sehnsucht dunkel Raunen
Lenkt empor mein stummes Staunen
Und erweckt die kühlen Schauer
Unvergessner Abschiedstrauer.

Dein gedenk ich, armer Freund!
Vom vertrauten Heim betrogen,
Bist du fröstelnd fortgezogen
Mit der Wildgans südenwärts.
Draußen suchst du, grambegleitet,
Was allein das eigne Herz,
Wie der Baum sein Harz, bereitet.

Sahret wohl! Ich bleibe haufen,
Wo die Söhren mürrisch brausen
Mit mir selbst allein; verschweige
Meiner Sehnsucht Schrei und neige
Zum Gebet mein Haupt: Wohlan,
Sei nun stark, Einsiedel! Zeige,
Was die eigne Kraft noch kann!
Tiefste Andacht weihe dich,
Und zur Ode, Zaubrer, sprich
Jenes Wort, das Berggestein
Spaltet: „Sesam, tue dich auf!“ /
Dann hinein, getrost hinein!
Sinter rauher Felsenwand
Lächelt dir ein Südenland /
Dein ersehntes Friedenland.

Das Bett

Wenn ich mich schlafen lege,
So fällt mir manchmal ein,
Wieviel ich dir verdanke,
Du treuer Ruheschrein.

Du schaust mich an so grübelnd
Mit deiner Bretterstirn,
Als möchtest du erzählen,
Als wäre Holz wie Hirn.

Auf deinem breiten Rücken
Trugst du mich manche Nacht.
Ein halbes Leben hab ich
In deiner Gut verbracht.

Ich kam aus dunklem Schoße
Zum Lichte, zart und klein;
Sie legten mich vertraulich
In deine Pflege ein.

Was ich mit schwerer Zunge
Im Schlafe ausgeplauscht
Von bunter Träume Wispern,
Hast duldsam du belauscht.

Wenn mich Gespenster würgten,
Wenn ich in Klüfte fiel /
In deinem sanften Pfühle
Sand ich mein tröstlich Ziel.

Die Seufzer, wenn des Sturmes
Gewimmer mich gequält /
Und, weißt du noch? die Küsse /
Du hast sie all gezählt.

Du Zeuge voller Andacht,
Wenn schaffend ich gewacht,
Wenn ich, vom Geiste trunken,
Dem Liede nachgedacht.

Wenn schlotternd ich getaumelt,
Die Schläfe fieberschwül,
Hast du mein Haupt gebettet
In deine Kissen kühl.

Dereinst, wenn ich so liege,
Dann kommt der Ruderemann,
Der deine treuen Planken
Zur Barke wölben kann.

Du trägst mich leise schaukelnd /
Sahr wohl / durch schwarze Glut
Zum Liland der Zypressen,
Wo sich so selig ruht.

Tote trösten

O Nacht, wie warst du sonst so heilig schön!
Am Erdenbusen lag der Mondenschein;
Es war sein Traum ein silberzart Getön;
Und Ruheglocken summten aus den Höhn
O Nacht, und nun? Wie schaurig kannst du sein!

Da lieg ich lahm, zerschmettert mein Gebein;
Im Abgrund lieg ich, finster, ganz allein.
Ich stöhne, zitternd strecken sich die Arme:
Ist droben keiner, der sich mein erbarme?
Ist ausgeloschen aller Sterne Schimmern?
Ich höre nur dein monotones Wimmern,
Du Unrastseele, ewger Jude Wind!

Stumm sei und stolz mein zuckender Mund!
Was mich gestürzt in den schwarzen Schlund,
Keinem Atmenden werd es kund!
Sie schlafen; oder ihr Schwelgen lacht.
Was kümmert sie's, wenn ein Grübler wacht
Und sich quält mit der schwarzen Nacht!

Nur Toten
Sei mein Flehen entboten.
Sie lassen sich rufen, sie neigen

Dem hilflos Einsamen ihre Schuld,
Saben für all sein Beichten Geduld
Und können wie Gräfte schweigen.

Nun denn, mein Vater! Komm aus deinem Grabe,
Aus meinem Herzen komm und laß dich schaun!
Liebernstes Angesicht, sieh her! Dein Knabe,
Er ist's, er liegt in Zweifel und in Graun
Und möchte schluchzend sich dir anvertraun.
Auch du, Großmutter mit den Silberlocken,
Du weise Frau, die gütig mich gekost't,
Wenn vor der Welt mein Kinderherz erschrocken,
Dein großes blaues Auge sei mein Trost!

Wohlan, ihr Treuen, laßt euch klagen
Und mein Geheimnis sagen . . .
Doch nein, nicht sagen! nur mit Schweigen spricht
Die Seele, wo sie heiß aus Tiefen bricht.
Und ihr, dem Schattenreiche eigen,
Liebt ja das Stumme und versteht mein Schweigen.
Ich spüre eure milden Augensterne;
Ihr Schauen dringt ins Tiefste mir und fühlt,
Was hier im Busen glüht und zuckt und wühlt.
Wie lieg ich unter diesem Blick so gerne,
Der mich wie Tau benetzt und meine Wunde fühlt.

Bin ich genesen? Wieder heilig schön
Dänkt mich die Nacht. Die feierlichen Glocken
Ersimmen abermals in Himmelshöhn,
Als möchten sie mir neues Hoffen locken.
Und horch, was zwitschert schüchtern sacht?
War's nicht der Lerche Morgenlaut?
Ich glaube gar, noch einmal wacht
Ein Blütag mir auf. Es graut, es graut!

Die tröstende Nacht

O Nacht, du treue Trösterin!
Wenn ich auf meinem Lager zage,
So schwebst du vor das Fenster hin
Und hörst geduldig meine Klage.
Und wenn ins Kissen ich mit Stöhnen
Mein tränend Angesicht verhülle,
Hör ich auf einmal eine Fülle
Von Wohllaut mir zu Herzen tönen:

„Getrost, getrost! Ich bin ja hier!
Will dich nach jedem Tage heilen
Und werde kommen einst zu dir,
Um immerdar bei dir zu weilen.
Dann ruhst du, selig vom Vergessen
Durchschauert, fern von Tagesrauschen
Und magst dem sanften Liede lauschen,
Das Winde harfen in Zypressen.“

Sündige Blüte

Sinab zur unendlichen Ebene taucht
Rotglühend der volle Mond.
Des Morgens erster Odem behaucht
Mit feuchtem Kusse die silbergrauen
Erschauernden Roggenauen.

Wie schmacht ich, die schwülen
Vergrämten Sünder schlafen
Im tauigen Schoße des Feldes zu fühlen!
Wenn nur die zischelnden Ähren
Nicht herbe Beichtiger wären!

Doch zwischen den Ähren, du flatternde bleiche
Blüte des Mohnes, üppige, weiche,
Zu dir will ich gehen.
Sündige Blüte, du wirst mich verstehen.
Dein gütig Neigen,
Dein sanftes Schweigen,
O ich weiß, was es spricht:

„Getrost, mein Liebling! Laß dein reuig Mühen
Und bette dich her zu mir! Ob es bricht,
Das fromme Korn, du scheue die Sünde nicht!
Wir sündigen, weil wir blühen.“

Vergiß die Welt, die uns Unkraut schiebt!
Versenke die Seele versöhnt und mild
In meine barmherzige Blüte!
Lass heimlich uns trinken die duldsame Güte
Des Mondes / und rings vom weiten Gefild
Unendlich heilige Ruhe!"

Aus Raubreif

Aus Raubreif ragt ein Gartenhaus,
Das schaut so schmuck, so sonnig aus.

An blanken Giebel schmiegt sich hold
Der Wintersonne Abendgold.

Eiszapfen, Scheiben in rotem Glanz,
Die Fenster umrahmt von Waldmooskranz.

Blattgrün, Gelbkrofus, ein rosfiger Bube
Lächeln aus frühling warmer Stube.

Kanarienvogel schmettert so hell,
Kinderlachen und Sundegebell.

Klein Hansemann und Ami spielen
Wolfsjagd, sie balgen sich auf den Dielen.

Die Mutter ging holen den Weihnachtsmann.
Der Flopft an die Türe brummend an.

Und sieh, vermummt, ein bärtiger Greis,
Ein Sack voll Nüsse, ein Tannenreis.

„Seid ihr auch artig?“ Stumm nicken die Kleinen
Und reichen die Patschhand; eins möchte weinen.

Da prasseln die Nüsse, das gibt ein Haschen!
Der süße Hagel füllt die Taschen . . .

Fort ist der Mann. Mit Lampenschein
Tritt nun die liebe Mutter herein.

Gejubil: „Der Weihnachtsmann war da!
O, Nüsse hat er gebracht, Mama!“

Den großen Tisch umringt ein Schwazzen,
Schalentracken, behaglich Schmarzen.

Die Mutter flatscht in die Hände und zieht
Die Spieluhr auf: „Nun singt ein Lied!“

„Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all,
Zur Krippe her kommet, in Bethlehems Stall!“

Fromm tönt's in die frostige Nacht hinaus.
Ein Stern steht selig über dem Haus.

Es war einmal

Es starrt so trüb ein altes Haus
In wintergraue Fernen hinaus.

In sich versunken, erbebt es bang
Von dumpf verschollenem Glockenklang.

Auf einmal gleitet zärtliches Licht
Ihm tastend über das Angesicht.

Die Wintersonne mit mattem Schein
Küßt scheidend Giebel und Fensterlein.

Wehmütig lächelt ihr zitternder Strahl:
„Gedenkst du noch? Es war einmal . . .“

Dann hüllt sie das Haus in Schneegewölk ein
Und läßt das Haus im Dunkeln, allein.

Sei, Seele, du Marie

Marie gebenedeite,
Mit Kind und Myrtenkrone,
Verbleib nicht in der Weite
Auf hehrem Sternenthron!
Kehr in die Sütten ein
Und mir im Busen wohne!

Es hat das Reich der Himmel
Sienieden allen Raum.
Daß fern im Morgenland
Ein Eden blüht, ist Traum.
Die wache Seele fand
In sich den Lebensbaum.

Sei, Seele, du Marie,
Die keusche Gottesmaid,
Vom Licht aus Vaterschoß
Umflutet und umfreit,
In Minne makellos
Zur Mutterschaft geweiht.

Zu Bethlehem die Krippe
Ist jedes Herzens Schrein.

Soll mich und meine Sippe
Der Gottessohn befrein,
Er muß aus Menschengrunde,
Aus mir geboren sein.

Der schwarze Reiter

Im Regengeprassel, im Windesrauschen /
Vorüber, vorüber /
Immer dem Einen nur muß ich lauschen:
Vorüber!

Wie düstere Pilger die Wolken ziehn
Vorüber, vorüber.
Wirbelnd des Waldbachs Wellen fliehn
Vorüber.

Aus fahlen Wipfeln hör ich es stöhnen:
Vorüber, vorüber!
Schaurig ein Echo im Herzen höhnen:
Vorüber!

Da hab ich gehastet, hoffend geharrt;
Vorüber, vorüber!
Siebertraum hat mich gehezt und genarrt;
Vorüber!

Wie Wasserwirbel mein Leben zerstioben;
Vorüber, vorüber.
Treu ist mir nur das Eine geblieben:
Vorüber.

Sei, meine Geschwister Regen und Wind!
Vorüber, vorüber!
Bin ja wie ihr des Irrwahns Kind /
Vorüber!

Einen Reiter seh ich in Wolken traben;
Bist du's, Vorüber?
Den hager'n Kappen umflattern Raben.
Vorüber!

Nun, dunkler Ritter? Willkommen, Tröster,
Du herbes Vorüber!
Mich dünkt, ich werde noch dein Erlöster,
Vorüber.

Wir stürmen ein Weilchen noch um die Wette,
Vorüber, vorüber /
Und trotten zuletzt an ein friedlich Bette.
Vorüber!

Da wirst du die Morgenfanfare blasen,
Mein Heiland, Vorüber:
„Träumer, nun ist dein Reiten und Rasen
Vorüber.“

Nur immer ins Weite langte dein Saften:
Vorüber, vorüber!
So ward dein Leben ein einzig Saften /
Vorüber.

Was du im Weiten nicht fandest, die Ruhe /
Vorüber, vorüber /
Hat Raum genug in der schwarzen Truhe.
Vorüber!"

Sternlose Nacht

Gewölk hat umgebracht
Den letzten Sternensfunken;
In rabenschwarze Nacht
Ist Fels und Tann versunken.

Ich bin ein Elenstumpf,
Dran bleicher Moder glimmert,
Ein gärend fauler Sumpf,
Wo scheu das Irrlicht flimmert.

Unheimlich düstre Welt,
Du Tummelplatz für Toren!
Bin gänzlich unbestellt
In dich hineingeboren.

Sag an, was hast du für
Mit deinem bangen Kinde?
Und hast du keine Tür,
Wo ich den Ausgang finde?

Gewölk hat umgebracht
Den letzten Sternensfunken;
In rabenschwarze Nacht
Ist Fels und Tann versunken.

Mein Leben schäumend rann,
Ein Sturzbach zwischen Steinen.
Was ich dabei gewann?
O bitter möcht ich weinen!

Einst ward ich schmuck und neu
Als Menschenlein eingekleidet.
Doch alles Fleisch ist Heu,
Und horch, die Sense schneidet.

Ach wohl, die Jugend reicht
Den süßen Taumelbecher.
Doch Rausch und Minne weicht,
Und Keue weckt den Zecher.

Um jeden Bissen Brot
Muß hart der Froner schanzen;
Sonst hockt die hagre Not
Auf seinem leeren Kanzen.

Mach dich nicht gar zu breit,
Du Herr im güldnen Hause!
Ohn End ist Ewigkeit,
Und schmal die letzte Klausel.

Poch nicht auf Ehr und Zier!
Fortuna hat's geliehet.
Der Hobler wird auch dir
Ein Linnenkleid anziehen,

Zum Pfühle untern Kopf
Zwei Sandvoll Spähne schieben...
Nun denke nach, du Tropf,
Wie närrisch du's getrieben!

Gewölk hat umgebracht
Den letzten Sternensfunken;
In rabenschwarze Nacht
Ist Fels und Tann versunken.

Und wie ich ratlos bang
Ins dunkle Rätsel staune,
Sorch, sanfter Wiegensang,
Ein wogend Waldgeraune:

„Nur stille, Menschenkind!
Was helfen deine Sorgen?
Die Augen schliesse lind!
Derweilen wächst das Morgen.

Die Nacht hat ihren Tau,
Auf daß der Maien blühe,
Und aus dem Wolfengrau
Entspriest die Purpurfrühe.

Soll nicht der Sagenstein,
Wo wüßte Tannen dunkeln,
Ein Königspalast sein
Und einst entzaubert funkeln?

Zuvor im Puppenkleid,
Will diese trübe Erden
Am Glanz der Ewigkeit
Ein Himmelsfalter werden.

Und ob die Wolke hüllt
Den letzten Sternensfunken,
Dein Traum wird noch erfüllt:
Du schaust / von Sternen trunken.

Serbstfäden

In Sieberröte träumt der Baum
Den letzten goldnen Sonnentraum.
Der blaue Himmel lächelt
 Wie sanftes Leid.
Horch, seltsam schnarrende Weisen!
Die Wandergänse reisen,
 Zum Keil gereiht.

Am Webestuhl die Spinne lauscht,
Wie droben das Geschwader rauscht.
Ihr wird so fernesüchtig,
 So bang zu Sinn.
„O hätt ich schwirrende Flügel!
Weit über blaue Hügel
 Flög ich dahin.“

Und wie sie grübelt, wird ihr klar
Ein Flugmaschinchen wunderbar.
„Mein Werk soll mich erlösen!
 Drum frisch gewebt,
Bis ob der braunen Seide
Ein Segel aus weißer Seide
 Im Lufthauch schwebt!“

Da segelt nun das kleine Ding,
Wie Faust am Zaubermantel hing.

So fand dein Spintisieren
Nun doch den Pfad!
Dich trägt, was du gesponnen,
Zu Gärten neuer Wonnen.
Seil deiner Tat!



Heilige Hochzeit

O schwüler Traum von Lust und Minne!
Ich wallte suchend durch das Land,
Da hat die schöne Teufelinne
Mit Schlangenblicken mich gebannt.
Ein Irrwisch, hat sie mich verblendet
Und hingeschleppt durch Nacht und Sumpf,
Bis ich verzweifelt, halb verendet
Zusammenbrach am Erlenstumpf.

Ich fühl's, mein Leben ist verloren.
Nur blinzelt noch das Augenlicht.
Auf einmal blüht aus Wolfenfloren
Der Sonne Rosenangesicht.
Und meine Seele will gesunden;
Vergessen ist der morsche Leib.
So hab ich endlich dich gefunden,
Ersehnte Braut, mein Sonnenweib!

Der Gram entflieht; ein letztes Sorgen
Umschleicht mich: daß ich wüßt geträumt
Und diesen hochzeitlichen Morgen
Im Jugendwahne lang versäumt!
Doch still! Ein Trost ist mir geblieben:
Im Tod zu minnen, ward mein Loos!
Ein Augenblick, erfüllt mit Lieben,
Ist wie der Himmel tief und groß.

Komm, Sonnenmund, du Hochzeitsbecher,
Zum Abendmahle mir geweiht!
Im Kusse sterbend saugt der Zecher
Das Feuerblut der Ewigkeit.
Laß trinken, trinken deinen Gatten /
Bis ihm die Seele feierstill,
Ein Himmel ohne Wolfenschatten,
Ein Sonntag, so nicht enden will.

Selig sterben

Wie drückend schwül der Sterbepfuhl!
Es muß geschieden sein . . .
O Sommernacht, ach flüstre nicht
So lockend süß herein!
Ihr Düfte blühender Linden,
Wie muß ich bitter empfinden,
Was ich versäumt!

Weh mir! Auf meiner Wiese
Viel tausend Blumen lohten,
Die alle heimlich schmachtend mir
Den Kelch der Liebe boten.
Ich hab ihn nicht genossen!
Ich wähnte, streng verschlossen
Sei jeder Kelch.

Und in mir glomm es jugendstark;
Sätt ich vertraut der Blut,
Die Sterne konnt ich feltern
Und zechen ihr heilig Blut.
Doch zwischen öden Wänden
Hielt ich in darbenden Händen
Das bleiche Haupt.

Ich wühlte tief nach einem Schatz.
Da tappte meine Sacke
Vorbei an Goldes Adern
Und biß sich fest in Schlacke.
Am Ende bin ich worden
Vom Eremitenorden
Ein trüber Gast.

O Sehnsucht, die in junger Brust
Ich Tor ließ ungestillt,
Wie loderst du im siechen
Geblüte nun so wild!
Wohlan, du magst im Sterben
Um Liebeslust noch werben
Mit heißem Kuß.

Hinaus zum Garten! Schüchtern lock
Der Saubenlerche Schlag.
Mit rosa Knospen tastet
Aus Wolfengrau der Tag.
Ein Wollustschauer wittert
Um Busch und Baum / und zittert
Durch meinen Leib.

Und feierlich vom Leibe
Streif ich das düstre Kleid.
O kühles Bett im Blumenflee,
Wo Perlentau mich weicht!
Voll Inbrunst beug ich Rosen
Vom Sag herab zum Rosen
An mein Gesicht.

Sorch, Sarsenjubil! Strahlend wallt
Die Sonnenkönigin
Zum Blumenbett / und neigt sich
Umfangend zu mir hin.
An ihren Busen stutet
Mein Sehnen und verblutet
Im Hochzeitsfuß . . .

Ja sauge meinen Odem
In deinen Flammenschwall!
Laf mich, ein Tropfen Sonnenblut,
Wild pulsen durch das All!
Heil mir! In alle Wonnen
Versäumter Jugendbronnen
Mein Schwelgen taucht.

Klausners Trost

Von Purpursonnenblitzen
Des Forstes Lücken sprühn;
Der Abendwolken Spizen
Wie Gletscherstirnen glühn
In Flaren Himmelträumen
Des Klausners Augen träumen,
Vor Wehmut feucht.

Da sitz ich nun gefangen /
Mein Kerker ist die Welt /
Und möcht emporgelangen
Zum freien Lichtgezelt.
Doch harte Fenster sprossen
Behalten abgeschlossen
Mich bis zum Tod.

Wohl bin mit blonden Haaren
Ich wie ein Frühlingswind
Viel Wonnen nachgefahren /
O weh, ich töricht Kind!
Spät unter Trauerweiden
Lernt ich mich still bescheiden
Und ward befehrt.

Mir kam von seligen Auen
Die eine Gabe nur:
Inbrünstig aufzuschauen
Zur sternbesäten Glur.
Aus trüben Kerkerschachten
Zum Born des Lichtes schmachten
Ist all mein Trost.

Nun sei mir hochwillkommen
Zur Andacht, lauschige Nacht!
Verheißend ist entglommen
Des Sterngerwimmels Pracht:
Endlose Weltenscharen
Sollst, Seele, du befahren;
Drum rüste dich!

Einst wird dir aufgeschlossen
Der Gitterzelle Thür;
Du wandelst weißumflossen
An Pfortners Sand herfür.
Die Segelschwingen breite
Und such in Ätherweite
Die neue Welt.

Der ewige Abc-Schütz

Auf den Rücken geschnallt die nagelneue Mappe,
Sibel und Schiefertafel unter der großen Klappe,
Schwamm und Schieferstift bammelnd an Säckchen
Trollt ich mit kleinen Knaben und Mädchen
Zur Schule nach Abc-Schützen-Art /
Und war doch ein Greis,
Mit Haaren schlohweiß
Und wallendem Bart.

Bald hockt ich auf niedriger Klassenbank
Zwischen Ofen und Klassenschrank;
Der Herr Lehrer saß auf dem Katheder.
Laut und deutlich mußte nun jeder
Aus der Sibel buchstabieren,
Artikulieren, deflamieren.
Vom plärrenden Chorus hallte das Zimmer:
„I, m: Im! Im/mer.
Ni, m: Nim! Nim/mer!“
Ich stammelte mit, zerstreut, verlegen,
Wagte kein Auge vom Buch zu bewegen,
Wußte vor Scham mich nicht zu lassen.
Was tat ich nur hier? Ich konnt es nicht fassen.
Das Abc hatt ich längst fapiert,
Satte Bibliotheken durchstudiert,
War Bücherverfasser, ein Denker, ein Dichter . . .
Was tat ich hier zwischen dem Sibelgelichter?

Urplötzlich sah ich zu meinem Schrecken
 Des Herren Lehrers hochwürdigen Bauch
 Vor meinen Platz sich pflanzen und recken.
 „Nun, Brunochen“, sprach er, „sag du's auch!
 Ein kleines Blauweilchen . . .?“
 Ich erhob mich verblüfft, mit Zittern und Zagen;
 Was sollt ich sagen? Ein kleines Blauweilchen?
 Auf einmal erwachte, Zeile für Zeilchen,
 Die Sabel aus meinen Kindertagen,
 Und ich konnte mechanisch sagen:
 „Ein / flei / nes / Blau / veil / chen
 Stand eben erst ein Weilchen
 Unten im Tal am Bach.
 Da dacht es nach und sprach:
 „Daß ich hier unten blüh,
 Lohnt sich kaum der Müß;
 Muß mich überall bücken
 Und drücken;
 Bin so ins Niedere gestellt;
 Sehe gar nichts von der Welt.
 Drum wär es ganz gescheit getan,
 Ich stieg ein bißchen höher hinan.“
 Und wie gesagt, so getan;
 Aus dem Wiesenland
 Mit eigener Hand
 Zieht es ein Beinchen nach dem andern

Und begibt sich aufs Wandern.
Drüben der Hügel wär mir schon recht!
Wenn ich den erreichen möcht,
Könnt ich ein Stückchen weiter sehn;
Dahin will ich gehn . . .
Dahin will ich gehn . . .
Will ich gehn . . . ?"

„Ja“, sprach der Herr Lehrer, „da hapert's noch sehr.
Gib künftig hübsch acht und lerne mehr!“

Da stand ich alter Esel blamiert /
Und wär am liebsten retiriert
In den Boden hinein . . .
Zu meiner Erlösung begann zu schrein
Gellend die Glocke durchs Haus,
Und / die Schule war aus!

Janhagel sprang mit Jubel und Tanzen
Über die Bänke, griff Mütze und Kanzen
Und lärmte in hundertfüßigem Trab
Solterdipolter die Treppe hinab.
Auf dem Hofe harreten voller Verlangen
Mütter und Tanten ihrer Kangen.

„Ich bin versetzt!“ schrie ein kleiner Junge
Triumphierend aus voller Lunge. /
Versetzt? Wie ein Pistolenschuß
Fuhr es mir freudig durch den Kopf:
Heut ist ja Semesterschluß!
Dann bin ich armer alter Tropf
Wohl endlich versetzt zur höheren Klasse!
Daß ich Träumer solche Eröffnung verpasse!

2.

Zu einem Klassengenossen trat ich,
Klopfenden Herzens um Auskunft bat ich.
Der aber höhnte mit Geträttsch:
„Nee / du bist sitzen geblieben / ättsch!“

Entsetzen durchschlotterte meine Glieder.
Sitzen geblieben! Schon wieder / schon wieder!

Da wandte der Bengel sich lachend um:
„Ist der aber dumm!
Ist schon längst in der obersten Klasse
Und will noch versetzt werden!
Wie kannst du versetzt werden?
Es gibt ja keine höhere Klasse!“

Gibt keine höhere Klasse?
Das Unbegreifliche, grob wie ein Sparren,
Ließ alle Gedanken und Sinne erstarren.
Gibt keine!

Auf dem Schulhof stand ich in wirrem Traum,
Schließlich allein mit dem Kästenbaum,
Der im Herbstwind brauste und stöhnte,
Sich dörrender Blätter entfrönte.
Ich blickte hinan, durch Bittergezwige:
„Sonne, wo bist du? Enthülle dich! Zeige
Den Höhenpfad für mein Aufwärtstrachten!
Den Quell, dahin meine Geister schmachten /
Aus dessen überirdischem Rauschen
Sie unerhörte Kunst erlauschen;
Zeige die höhere Klasse mir!“

Ich schaute mich um und / sah die Mauern /
Und mußte schluchzend zusammenschauern,
Schüttelnd das Haupt / wie König Lear:
„Es gibt ja keine!“

So bin ich erwacht. Ich zittere und weine.
Es war nur ein Traum!
Doch / gibt es denn eine?

Sternenfriede

Auf allen Forsten, Wiesengründen /
Auf meines Grames Heimat / lagert Nacht.
Nur droben, droben jene Fernen
Verklären sich, entzünden
Die wundervollste Silberpracht
Von Sunfelsternen.

O Sternenhimmel /
Du Weltengewimmel!
Ihr dunkelblauen
Lichtbesäten Auen
Der Ewigkeit!
Euch tief zu schauen
Ist Seligkeit,
Ist fühler Trost
Für diese brennenden Wunden /
Die mir, erboht
Gleich fläffenden Sunden,
Die Menschenmeute schlug, um nun
Mit sattem Sasse auszuruhn . . .

O Sternenhimmel /
Du Weltengewimmel!
Milchstraße, ungeheuer, breit,
Viellüchtig wie ein ausgetretener Strom
Durchquerst du die Unendlichkeit /
Welle an Welle,

Nebel an Nebel /
 Jede Welle ein Lichtermeer,
 Jeder Nebel ein Weltenheer.
 An des Lichtstroms Ufern blühn
 Große Sterne, schwefelflammenblau.
 Manche funkeln rot und grün
 Wie besonnerter Blumentau.
 Sternschnuppen sprühn /
 Leuchtkäfer auf dunkler Flur.
 Göttergleich auf hehren Thronen,
 Blitzen mit den Kronen
 Jupiter, Sirius, Arktur.
 Zum Polarstern, seit Äonen,
 Zielt der Wagen wie gebannt.
 Von Demant
 Flammt Orions Gürtelbild.
 Gemma, reizend, mädchenmild,
 Regenbogenbunt sich malend,
 Winckt dem Mars / der sackelrot,
 Schlachten sinnend loht.
 Alle Schwestern überstrahlend
 Taucht der Liebe Stern mit Schneegefunkel
 Aus des Forstes erstem Dunkel.

Und wie feierliche, leise
 Singehauchte Sarsenweise

Hör ich nun die Sterne flingen /
Mich im Auge / sinnen, singen:

„Sei still und lausche / lauschend gleite
Zum Fühlen Rasen / breit', breite
Die Arme andachtsvoll empor!
In Dunkelblau, in Silberschauer
Laß taumlig deine Augen sinken
Und dieser Kränkung letzte Trauer
In unserm Ruhemeer ertrinken!
Von Menschentorheit wund gesteinigt,
Im Strahlenquell gesund gereinigt,
Sollst du ein Heil der Erden,
Ein stiller Weiser werden.
Sei nur getreu der Sehnsucht,
Die um den Frieden freit!
Wer treulich schmach tend aufwärts schaut,
Dem wird das Höchste angetraut
In Ewigkeit, in Ewigkeit.
Und Ewigkeiten sind nicht weit,
Wenn fern entrückt ob Welt und Zeit
Im Sternenliede
Dein Sinn verschwimmt . . .
Der Sternensriede,
Der tiefste Friede sei mit dir!“

Der verlorene Sohn

Ein Mysterium

Es sprach die Ewigkeit:
„Nur still, ihr Kindlein, ruht!
Bewahrt vor allem Streit,
Bleibt Gottes Fleisch und Blut.“

Doch ein Geschrei erwacht:
„Laß uns geboren werden!“ /
So wurden Tag und Nacht,
Luft, Wasser, Himmel, Erden.

Das Menschenkindlein sog
Mit Auge, Mund und Ohr.
Die Sondergier betrog,
Daß es sein Herz verlor.

Von Habsucht ausgefüllt,
Denkt es der Herkunft kaum;
Die Heimat liegt verhüllt,
Vergessen wie ein Traum.

Und wenn es rückwärts lauscht,
Grüßt keine Mutter mehr;
Und nur ein Garten rauscht,
Ein wogend Wipfelheer.

Mit lichtigem Schwerte droht
Ein Wächter vor der Pforte.
Wie Blitz sein Auge loht;
Wie Donner seine Worte:

„Im Heim der Ewigkeit
War einer bei dem andern.
Die unrastrvolle Zeit
Läßt euch entfremdet wandern.

O Wüste Einsamkeit,
Wo jeder einzeln irrt!
Die Völker sind entzweit,
Die Sprachen sind verwirrt.

Und weil um Rache schreit
Vergossnes Bruderblut,
Nun denn, ihr Mörder, seid
Einander Höllenglut!“

So grollt der Rachegeist.
Doch horch, der Garten Eden,
Er säuselt und verheißt:
„Herbei! Ich heile jeden!

Erlösung wird beschert,
Wenn ihr, der Wüste leid,
Euch reuevoll befehrt
Zur treuen Ewigkeit.

Herbei, ihr Jagen! Kommt
An meine Gartenmauer!
Zu eurem Troste frommt
Der ahnungsvolle Schauer.

Wenn meine Wipfel raunen
Und Nachtigallen singen,
Will euch vor süßem Staunen
Das volle Herz zerspringen.

Und so sich zwei vereinen
In Lieben und Erbarmen,
Da halten sie mit Weinen
Ihr Eden in den Armen."

Sahnenschrei

Sahnenschrei. Wie sachter Nebelregen
Kieselt Morgendämmern bleich vom Himmel;
Baum und Giebel grau und geisterhaft . . .
Sahnenschrei im Dorfe hin und wieder /
Flüchtig Lallen einer Tagesahnung,
Die den Schlaf der Allnatur durchschauert.

Sorch, Einsiedler! Deine schwere Wacht
Geht zu Ende. Von der übernünftig
Müden Stirne streife starre Sorgen,
Streife deiner Sehnsucht rastlos Grübeln.
Nur getrost! Die große Frühlingskraft,
Die geheimnisvoll der Erde Busen,
Wurzel, Knospentrieb und Menschenherzen
Schöpferisch durchbebt / sie pulset weiter,
Braucht dein Sorgen nicht. Sie pulset weiter,
Wenn dein Wächteraug auch bricht, und dunkle
Todesflut den morschen Leib umspült.
Ruhst du ewig doch im Mutterschoße;
Da wird Todesflut zum Jugendborn.

Sahnenschrei. Nun auf, Einsiedler! Lisch
Endlich kummervoller Menschenliebe
Sackel / die so düster dir zu Häupten
Schwelte diese lange, bange Nacht.

Lass an sanfter Ruhe treuen Busen
Deine aufgelösten Sinne sinken!
Kühl und duftig um dein Lager wallen
Fliederzweige . . . Mütter Sahnschrei /
Letzter Scheidegruß von jenem dunkeln
Ufer, das die Seele, wie ertrinkend,
Doch so gern, verlor . . . Ade, ade!

Einmal taucht sie noch empor; und zwischen
Schlaf und Wachen träumend, hört sie leises
Lerchenzwitschern . . . Vöglein, lieber Herold,
Spürst du droben frischen Lebensodem,
Neugebornes Licht, das aus der Nacht
Rosenüppig blüht? Ja, Todesflut
Ward zum Jugendborn! Und gläubig lächelnd
Sinkt die Seele zum ersehnten Sterben
In die dunkle Flut . . . Wie süß, wie süß!

Ich bleibe

Durch die Nacht mit dumpfem Rauschen
Treibt vorbei des Stromes Wut;
Und mit träumerischem Lauschen
Starr ich auf die dunkle Flut.
Schattenhafte Rähne wallen
Mir vorbei, in Nacht hinein;
Liebe Stimmen, sie verhallen,
Und die Strömung tönt allein.

Odes Schweigen, banges Dunkel!
Schmerzlich irrt mein Blick empor.
Da erblüht mit Trostgefunkel
Ein Gestirn dem Wolfenflor.
„Sieh, ich bleibe!“ winkt sein Auge /
Und die bange Seele zieht
Auf zu diesem treuen Auge,
Wie ein Kind zur Mutter flieht.

Wenn dereinst des Todes Grauen
Dieses Herz umspült und bricht,
Laß noch einmal dich erschauen
Über Wassern, süßes Licht!
Bis den letzten Liebesfunken,
Der aus meinem Auge scheint,
Deine Blicke aufgetrunken
Und dem Sternenglanz vereint.

Im Sarge

Aus schwarzem Sarge starrt,
Von Morgengrau erhellt,
Ein Toter bleich und ernsthaft
In die verlassne Welt.

Ein müdes Schluchzen irrt
Umher im Beigemach;
Im starren Totenantlitz
Wird feine Rührung wach.

In Wonne bricht der Morgen
Herein mit roter Glut,
Begrüßt von Vogelzwitzchern;
Tief ernst der Tote ruht.

Er starrt empor und grübelt,
Wie es nur möglich war,
Daß er von Lust und Leide
Gebebt so manches Jahr.

An eines Knaben Bahre

Waldhäufers Lied

Lebe wohl, verklärte Seele,
Bis uns lacht ein Wiedersehn,
Wann auch ich aus Staubes Höhle
Darf zur Sternenheimat gehn.

Liebreich ruft ein Hirt: „Willkommen
Auf besonnter Blumenweid’;
Lämmlein, bist mir angenommen
In der Unschuld weißem Kleid.“

Gnade uns, wir könnten alle
Gleich so erdenledig sein,
Daß wir zum Schalmeischalle
In den Frieden gingen ein.

Träumen laßt mich, Sunfelsterne,
Hebt mich über Gräber weit!
Ach ich traue dir so gerne,
Seimweh nach der Ewigkeit!

Flackerseelchen

Am offenen Fenster
Ein Flämmchen wacht,
Es flirrt und flackert
In wehender Nacht.

Ein Windstoß würgt es;
Da beugt es sich müd,
Als ob ein blaues
Blümchen verblüht.

Aus lischt sein Auge;
Ein letzter Strahl
Sinan zum heiligen
Sternensaal. /

Arm Flackerseelchen,
Du Bettelkind,
Gern wärst du worden,
Was Sterne sind.

Mußt nun versprühen
In Nacht und Tod.
Jedoch getrost:
Der Lichtborn loht!

Dein Lichtborn droben,
Die glühenden Sonnen,
Dran heilige Sehnsucht
Dir ist entbronnen.

Und was du liebtest
In armer Zeit,
Dein Reichthum ist es
In Ewigkeit.

Der Sternenliebe
Ergib dich ganz!
So wirst du selber
Zu Sternenglanz.

Herbstwanderung

Spürst du es herbsten, Wacholder?
Tiefdunkel grünen die Erlen /
Doch Sonne küßt immer holder.

Schwebt dorten nicht weiß Gespinnst?
Ach, Silberhaar, schweifende Wehmut
Ist all meines Sommers Gewinnst.

Wacholder, dir bleiben die Nadeln.
Laubherzlein mögen welken,
Uns beide soll Winterleid adeln.

Geistender Nebel auf Mooren.
Du Welt hast heimliche Schlüfte;
Wohin ging Jugend verloren?

Muß Moder denn alles beerben?
Sin rieseln die Augenblicke;
Ach, alles Leben ein Sterben.

Der Himmel mattrotes Gold.
O bliebe doch eine Treue
Dem Begrabenen ewig hold!

Abendfunken verglimmen.
Wie Flötenseufzer will endlos
Mein Sehnen ins Weite schwimmen.

Sorch, säufeln nicht Friedhofs Cypressen?
Ich weiß eine Seele der Seelen,
Die kann kein Stäubchen vergessen.

Wandervogel

Wandergänse eilen /
Schnatterhaft Gewimmel
Zuscht in Schattenkeilen
Über Mondschein Himmel.
Weicher Seelenlaut
Bebt aus hartem Schnarren . . .
Süßer Trost, zu lauschen
Und emporzustarren!

Treue Sonnensehnsucht,
Die um Mitternacht
Bei des Mondes Dämmern
Kastlos suchend wacht!
Was ich stumm verschlossen
Hielt in meiner Klause,
Raunen Gramgenossen
In das Herbstgebrause.

Weil ihr Heimatland
Nebeltrübe worden,
Flüchten sie mit greller
Klage aus dem Norden.
Doch in lichten Träumen
Glaubt ihr fromm Gemüt
An ein Südenland,
Wo die Sonne blüht.

Von der Sehnsucht Schrei
Wie bezaubert, schwanken
Kaschelnd vor dem Fenster
Wilden Weines Ranken.
Auch das arme Laub
Träumt von einem andern,
Milden Land und möchte
Mit den Vögeln wandern.

Durch die Adern schauert
Zehrende Fieberglut;
Und in Schwärmerwahn
Lodert es wie Blut.
Fliegen will's und / taumelt
Todesmatt hinab . . .
Ach, sein Südenland
Ist ein Modergrab.

Warum bangst du, Herz?
Hast du nun erkannt,
Daß mit Laub und Vogel
Schmachtend du verwandt?
Kommen wird ein Herbsttag,
Wo du glühst wie Laub
Und mit deiner Sehnsucht
Taumelst in den Staub.

Doch vor lauter Treue
Stirbt die Sehnsucht nicht;
Aus gesunkenem Laube
Flattert sie zum Licht,
Flattert jauchzend/wie ein
Vogel, der zum Land
Seiner Sonnenträume
Nun die Richtung fand.

Pilgerfahrt

Durch dunkle Grabzypressen haucht
Geheimnisvolles Raunen;
Aus weißen Gliederdolden taucht
Der Mond mit scheuem Staunen.
Und sieh, vom frischen Grabe
Seht sich der Marmelstein,
Die Höhlung klappt / ein bleicher Mann
Ersteht im Silberschein.

An seine wirre Stirne greift
Der Tote schlummertrunken;
Und wie sein Blick die Tafel streift,
Da stürzt er, bohrt versunken
Das Aug in seine Grabschrift
Und starrt / bis an sein Ohr
Ein Hahnenschrei vom Dorfe gellt;
Da fährt er jäh empor.

Zum Dörflein heimwärts will er gehn /
Wie ehedem / und zaudert
Und bleibt am Friedhofzaune stehn,
Von fremder Scheu durchschaudert:
„O Pilger, laß, was drüben liegt,
Wo sattsam du gegangen!
Auf neuen Pfaden weide
Geläutertes Verlangen!“

Bei Büschen, Hügeln, Dorf und Au
Verweilt sein Aug mit Grüßen,
Ade! und schwimmt in Tränentau.
Und wie er nun dem süßen
Trostliede lauscht der Nachtigall,
Da sucht er eine Gruft
Und küßt von weißer Rose
Erinnerungsvollen Duft.

„Zur Küste, Pilger! Was so schwer
Dir lastet auf dem Herzen,
Tu ab von dir! und schürfe leer
Dein Herz von Schutt und Erzen!
Was du gelebet / Schutt und Erz /
Sei nun gerecht gerichtet
Und hier auf deiner Tafel,
Zwei Hüglein, aufgeschichtet!“

Er wiegt das Haupt in stummem Weh /
Das gilt dem Schlackenhügel.
Doch aus dem andern, rein wie Schnee,
Formt er zwei Schwanenflügel;
Die fügt er an die Schultern
Und spannt sie breit und hehr,
Ein kühner Weltensucher /
Sinaus zum Sternenmeer.

Nachwort des Verfassers

Neben bisher ungedruckten Gedichten enthält „Der heilige Hain“ eine Auslese aus meinen Büchern „Einsiedler und Genosse“ (Verlag von S. Fischer, Berlin), „Einsiedelkunst aus der Kiefernheide“ (Schuster und Löffler, Berlin), „Offenbarungen des Wacholderbaums, Roman eines Allsehers“ (E. Diederichs, Jena). Die Lieder der „Abendburg“ klingen in der Mundart des dreißigjährigen Krieges und im Sinne eines Suchenden, der sich von Schatzgräberei und Alchymie zum Bereiten des innerlichen Goldes bekehrt.

Die Zusammenstellung meiner Gedichte soll nicht bloß des Verfassers Persönlichkeit kennzeichnen, sondern unserm Zeitalter etwas von dem bieten, was der Titel andeutet. Der heutigen „Kultur“, die im Wesentlichen eine äußerliche ist, auf Bewältigung und Ausbeutung der Materie gerichtet, möchte ich eine innerliche Bildung gegenüberstellen. Aus den wüsten Steinhäufen unserer Städte, aus Unnatur und Unwahrheit, aus erschöpfender Frohn und Haß, aus Sinnentaumel und Zerstreuung kann uns die Sehnsucht retten in den Hain, wo Genußsucht und Ichsorge durch Andacht und Liebe abgelöst werden, wo Baum und Fels, Wellen und Wolken unsere Geschwister sind, wo wir kindlich vertrauen dem gemeinsamen Urquell und seinem Schöpferfönn, und wo der Schönheit Gesichte Kraft spenden, der Menge Qual zu lindern und den Erlöser in uns zu wecken. Möchte der Hain mit seinem Kaufen manche Menschenseele locken, die nach Trost und Heil verlangt!

Bruno Wille

Friedrichshagen b. Berlin, November 1908

	Seite
Föhren glühen (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	48
Die Silberpappel (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	50
Im Sommerwinde (Wacholderbaum)	52
Sonnenwende (Wacholderbaum)	57
Herbstliche Eiche	59
Novemberlaub (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	60
Regenflüstern (Wacholderbaum)	61
Novemberabend (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	62
Der Träumer (Einsiedler und Genosse)	63
Bergeinsamkeit	
Die ferne (Abendburg)	67
Wandrer's Abendburg (Abendburg)	70
Wolke (Einsiedler und Genosse)	71
Der Sagenstein (Abendburg)	73
Die Sonne kommt (Abendburg)	75
Aufstieg (Einsiedler und Genosse)	76
Innere Heimat (Abendburg)	77
Ausblick auf die See	
Seekönigs Krone (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	81
Vom Berge bis über die See	83
Sturm und fels	85
Stern der Meere (Abendburg)	87
Das Heimatland, das alte Weh (Einsiedelk. der Kiefernheide)	88
Der Menge Qual	
Arme Leute (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	91
Die Sonnenblume (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	92
Entzauberung (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	94
Die kommende Sonne (Einsiedler und Genosse)	97
Die Wolkenstadt (Einsiedler und Genosse)	100
Straße (Einsiedler und Genosse)	103
Aufruhr der Lüfte (Einsiedler und Genosse)	105
Gefangen (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	109

	Seite
Vorstadlerche (Einsiedler und Genosse)	110
Der Mohnkopf (Einsiedler und Genosse)	114
Ich will (Einsiedler und Genosse)	116
Erlöse dich	
Sonnenbraut (Abendburg)	121
Südenland (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	122
Das Bett (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	124
Tote trösten	127
Die tröstende Nacht (Einsiedler und Genosse)	130
Sündige Blüte (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	131
Aus Raubreif (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	133
Es war einmal (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	135
Sei, Seele, du Marie (Abendburg)	136
Der schwarze Reiter	138
Sternlose Nacht (Abendburg)	141
Herbstfäden (Wacholderbaum)	145
Heimweh nach der Ewigkeit	
Heilige Hochzeit (Abendburg)	149
Selig sterben (Wacholderbaum)	151
Klausners Trost (Wacholderbaum)	154
Der ewige Ab-Schutz (Wacholderbaum)	156
Sternensriede (Einsiedelkunst der Kiefernheide)	161
Der verlorene Sohn (Abendburg)	164
Zahnerschrei (Wacholderbaum)	167
Ich bleibe (Einsiedler und Genosse)	169
Im Sarge (Einsiedler und Genosse)	170
An eines Knaben Bahre (Abendburg)	171
Flackerseelchen	172
Herbstwanderung	174
Wandervogel (Wacholderbaum)	176
Pilgerfahrt (Wacholderbaum)	179
Nachwort	181

Vom gleichen Verfasser erschienen u. a. folgende Werke:

Bruno Wille

Offenbarungen des Wacholderbaums

Roman eines Allsehers / Zwei Bände / Viertes Tausend

Brosch. M 8.—, geb. M 10.—

Verlag von Eugen Diederichs in Jena

Den reichen Buchschmuck zeichnete Sidus

Der Philosoph Prof. Friedrich Paulsen widmete diesem Weltanschauungs-Roman folgende Worte: „Es ist ein eigenartiges, man wird sagen dürfen einzigartiges Buch; Roman, Lebenserinnerungen, philosophische Dialoge, spekulative Reflexionen, Traumbilder, endlich Gedichte, Gedichte von wunderbarer Stimmungskraft und Gewalt der Sprache, alles dies ist hier zu einem erstaunlichen Ganzen verwoben. Der Inhalt ist ein philosophisches Drama; es handelt sich um den Kampf und Sieg einer Menschenseele, um ihre Erlösung aus den Banden enger Lebensansicht, schwerer, innerer Unruhe und niederdrückenden Leidens zu freiem, hohen Selbstbesitz und beseligender Einigkeitsgewißheit. Die Erlösung aber wird bewirkt durch liebendes Schauen der Natur, durch philosophisches Denken, zusammen mit büßendem Leiden, das gekrönt wird durch eine rettende Tat. Der Held sieht am Ende dem Tode entgegen mit der Gewißheit, daß er ihm Befreiung aus einengenden Schranken bringen, daß er ihn zu neuer, erhöhter Wirkungsweise in weiteren, helleren Sphären berufen wird. Den Rahmen, in den diese innere Entwicklung gespannt ist, bildet eine Liebestragödie; sie liegt schon in ferner Vergangenheit, aber ihre Folgen enthüllen sich allmählich den Augen des Helden. Ich will die Geschichte nicht erzählen, sie ist mit erschütternder Wucht gestaltet; von der Ahnung zur Entdeckung und zuletzt zur klaren Gewißheit geht der Weg mit unerbittlicher Notwendigkeit. Th. Storm hat nicht mit größerer Sicherheit und Kraft den Leser die Enthüllung eines furchtbaren Geheimnisses vom ersten Aufdämmern bis zur vollendeten Gewißheit miterleben lassen, als es hier geschieht. Und ein anderes erinnert mich an den Dichter meiner Heimat: die vollendete Meisterschaft, womit Natur, Boden und Menschen schicksal zur Einheit verflochten sind. Der Boden, auf dem diese Geschichte spielt, ist die Mark; die schwermütige Seele der

märkischen Landschaft, die Einsamkeit und Stille von See und Wald, von Heide und Moor, von Sumpf und Fließ, sie ist nie so rein in poetisch-musikalische Stimmung umgesetzt, als in diesen Schilderungen und Gedichten. Kant sagt einmal: er habe die Philosophie in die Gesellschaft der Mathematik bringen wollen, sie könne nicht in besserer sein. Eine Philosophie, die Weltanschauung sein will, kann nicht der Dichtung entraten. . . In Goethe waren Philosophie und Poesie eins; ihn verehrt darum auch unser Verfasser als seinen Schutzpatron. Ich erblicke in dieser Dichtung . . . eine günstige Vorbedeutung für die idealistische Metaphysik; sie ist umgebracht worden durch den Bund der im übrigen einander feindlichen Mächte, der Wissenschaft, die die Ideen haßt, und der Kirche, die sich vor dem freien Denken fürchtet; sie wird wieder zum Leben gebracht werden durch den neuen Bund zwischen Philosophie und Poesie.“

Bruno Wille
Einsiedelkunst aus der Kiefernheide

Brosch. M 1.50, geb. M 2.50

Verlag von Schuster & Löffler in Berlin

Felix Holländer schrieb über diese Gedichte: „Ein Grübler von wunderbarer Art ist Bruno Wille. . . Des Einsiedlers Kunst beruht auf jener Einsamkeit der Seele, die ihre eigne Straße geht, abseits vom Getümmel des Marktes, wo die abgegriffenen Münzen im Kurse sind. . . Der Einsame kommt zu einer Art feierlicher Resignation — er steht Welt und Dingen nicht mehr mit wilder, ungestümer Begehrlichkeit, sondern mit einer tragischen Erkenntnis und tragischen Lebensauffassung gegenüber. Diese Stimmung spricht aus Willes Gedichten, und ihre Innigkeit wirkt um so ergreifender, weil die ganze Schwermut der märkischen Landschaft sie durchzittert. Wer so wie er den Zusammenhang zwischen Mensch und Natur erfaßt hat, das ist kein Ringender mehr, sondern ein reifer Bönner.“

Sommer 1909 erscheint bei Eugen Diederichs in Jena der Roman:

Die Abendburg
Chronika eines Goldsuchers von Bruno Wille

Mit Buchausstattung von S. S. Ehmcke.
Von diesem Buche wurden 30 Abzüge zum Preise
von fünfzehn Mark für jedes Exemplar auf
echt Japan-Bütten hergestellt / in Ganzperga-
ment gebunden und handschriftlich numeriert

Gedruckt bei
Pöschel & Trepte
in Leipzig

